

Geheimtägliche
 ...
Abonnementpreise
 monatlich 50 Pfennig
 vierteljährlich 1,50 Mk.
 halbjährlich 3,00 Mk.
 jährlich 6,00 Mk.
 ...
Die Zeitschrift
 ...
 ...
 ...



Inserationsgebühr
 ...
 ...
 ...
 ...
 ...

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Muerfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda, Sangerhausen-Eckartsberga und die Mansfelder Kreise.

Expedition: Part. 42/43. Geschäftsverträge von 7 Uhr früh bis 7 Uhr nachm. • Redaktion: Part. 42/43. Sprechstunde werktags 1/2-1/2 Uhr mittags.

Zuckerbrot statt Peitsche.

Wie bekämpft man die Sozialdemokratie?

Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu: Solange die Sozialdemokratie existiert, wird sie von ihren Gegnern mit so verdammt vielen Augen angesehen, wie etwa der Zoologe ein merkwürdiges Tier betrachtet, das er noch nie gesehen hat und dessen Existenz er bisher auch nicht für möglich hielt, weil es nicht in sein „System“ paßt. Daß ein Mensch wirklich und christlich und tatsächlich Sozialdemokrat sein könne, das glauben all die gelehrten Herren Professoren und Doktoren und Geheimräte im Grunde ihres Herzens doch nicht. Sie können sich einfach nicht vorstellen, daß Willkuren von Menschen aufrecht in den Betrieben anhängen, die ihnen, den gelehrten Herren nämlich, so unfähig vorkommen. Deshalb meinen sie immer wieder, die große Masse der Sozialdemokraten bestünde doch nur aus Mittätlern, und deshalb geben sie die Hoffnung nicht auf, diese große Masse doch noch zu bekehren und der Sozialdemokratie absperrig zu machen.

Nur über das „Wie“ find sie sich nicht einig. Und das ist nun eben die alte Geschichte, von der wir am Anfang sprachen. Zogelgänger muß die Sozialdemokratie werden, das steht für alle „Staatsverwalter“ fest. Aber wie macht man's am besten? Darüber freiten sie sich seit bald 30 Jahren, und heute — find sie darüber gegenwärtig so klug wie am Anfang.

Als Karlau's Variation 1898 die ersten Arbeiterorganisationen mit sozialistischen Bestrebungen schuf, da lagte man darüber im Lager der Bourgeoisie. Es kam ihnen unfähig lässlich vor, daß Menschen so verkehrte Ansichten äußern könnten. Das würde sich halt geben, meinten sie, da brauchen man bloß gewähren lassen. Aber es gab sich nicht, die Sozialdemokratie wuchs und wuchs, und nun trieb sie die Bourgeoisie mit der Angst: die milde Methode hatte verfehlt, da promittierte man's mit der Strenge. In den 20er Jahren kam der Hochvertragsprozeß, kamen die Verfolgungen Kellners, kam schließlich das Sozialistengesetz. Aber ihnen wurde auch die Befürchtung laut, daß die Peitsche des Sozialistengesetzes allein doch nicht genügen werde, um die Sozialdemokratie auszurotten. So gab man in den 30er Jahren das Zuckerbrot der Reichswehr an, es gelte dazu.

Aber die 30er Jahre vergingen und das Zuckerbrot besagte eben so wie die Peitsche. Die Sozialdemokratie wuchs und wuchs trotz Sozialversicherung und trotz Sozialistengesetz. Die Angst der Bourgeoisie wurde immer größer, sie verstand das einfach nicht.

Nun kamen wieder kluge Männer, die sagten: Die Peitsche war immerwählig verfehlt; die Strenge des Sozialistengesetzes hat die Sozialdemokraten erst zum Vorschein gebracht und zu einer starken Partei gemacht. Was mit der Peitsche verlor, verlor man's nun mit dem Zuckerbrot. Da ließ man das Sozialistengesetz fallen und gab zur Arbeitervereinsgesetzgebung noch den Arbeitschutz. Aber nur ein paar Jahre währte es, da verzweifelten man wieder an der Wirkung des Zuckerbrots und griff obermals zur Peitsche. Die Umkehrvorlage kam, es kamen die furchtbaren Gerichtsurteile in der Mitte der 90er Jahre — man denke nur an den Reichsgerichtsprozeß zu Essen —, es kam schließlich die Zusatzvorlage. Und wieder versagte die Strenge, und man verfuhr es wieder ein paar Jahre mit der Milde. Und immer und immer wuchs die Sozialdemokratie. Nach 1903 war viel die Rede von einem Staatsstreich, der das Wahlrecht rauben sollte. Nach 1907 aber erholte man sich von dem Scheitern, und heute ist das Wort „meine Sozialdemokraten“ immer gar nicht so „falsch“ wie die Lösung des Tages.

Weshalb mir diese historischen Erinnerungen gerade heute aufkommen? Weil es so unfähig lässlich ist zu sehen, wie unsere Gegner bis auf den heutigen Tag nicht über den Lauf hinausgetreten sind, ob man die Sozialdemokratie besser mit der milden oder mit der strengeren Methode losfassen könne. Und weil zugleich für uns eine wichtige praktische Lehre darin liegt.

Was ist heute eine der aktuellsten Tagesfragen, um die in der sogenannten „Anononenden“ Kreise mit das meiste Geschrei gemacht wird? Die Forderung des Sanfahndes mit seinen ausgegrenzten Mitgliedern von der schweren Industrie. Besonders von der liberalen Presse wird es so lautstimmig, als wenn dies das wichtigste Ereignis der ganzen Politik ein Ereignis von unermeßlicher Tragweite sei. Nun gut. Und warum gehen sie sich um ihre Stellung gegenüber der Sozialdemokratie? Da hat nun der Geheimrat Nieher, der Chef des Sanfahndes, dieser Tage in Dortmund eine Rede gehalten, die man sich zu lesen braucht, um sofort zu sehen, daß es immer wieder jene alte Frage ist, um die sie sich in die Haare geraten, jenes Hin- und Herpendeln zwischen der Peitsche und dem Zuckerbrot als Hilfsmittel gegen die Sozialdemokratie. Gegenwärtig ist Herr Nieher für die Peitsche, Herr Nieher für das Zuckerbrot. Es kann aber auch bald wieder umgekehrt sein. Herr Nieher sagte u. a. (nach dem Bericht der Sanfahndpresse):

„Wir unterscheiden uns nur in den Wegen, die zur Bekämpfung der Sozialdemokratie gegangen werden sollen. Ich bin nach reiflicher Erwägung und Überlegung der Ansicht, daß die bisherige, auch vom Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie eingeschlagene Wege zu einer Reihe von Mißerfolgen geführt hat. Die Tagesgeschichte zeigt, daß die Sozialdemokratie nicht schwächer, sondern stärker wird. Deshalb ist es

Pflicht eines jeden patriotischen Mannes, sich zu überlegen, ob die bisherigen Wege Erfolg versprechen oder ob andere Wege besseren Erfolg versprechen. Ich habe ausgesprochen, daß die Sozialdemokratie nicht mit Aussicht auf Erfolg bekämpft werden kann, es sei denn, man geht den Ursachen der Unruhmisstände und Verbitterung zu Grunde. (Bravo!) Das ist nur der Fall, wenn man eine christliche Politik einschlägt, die das summa cuiusque dei honorificum in dem gelamten Verfassungsbüchlein zu greifbarer Weisheit macht. (Bravo und Händelklatschen.) Zuckerbrot habe ich hervorgehoben, daß wir nicht zu erklärenden gerichten Politik die Energie und Hebelkräfte von der Sozialdemokratie wieder abziehen und an unsere Rahmen fesseln wollen, und hinzugefügt, auch auf dem Sanfahnde, daß eine solche christliche Politik den Weg zum Frieden bildet nach innen und nach außen. Zur Durchführung einer solchen Politik gehört die energische Fortsetzung des Kampfes gegen die agrar-demagogische Politik (Rantes Bravo!) und Händelklatschen), die den wirtschaftlichen Wohlstand gegen die abhängigen Elemente für sich hält und die Bevölkerung gegenständig verkehrt, um als vorwärts gaudens die Früchte solcher Politik einzuharben. Diese Gründe sind die, die uns veranlassen, gegen die Agrar-demagogen aufzutreten, die den besten Nährboden für die Sozialdemokratie schaffen. (Bravo!)

Es muß die Nachkommenschaft ungeniem reizen, wenn man sieht, wie Herr Nieher hier im Jahre 1911 genau dieselben Gründe wiederholt, die 1880 gegen die Fortbrüber des Sozialistengesetzes angeführt wurden. Sie haben sich längst als falsch erwiesen; es ist nicht wahr, daß die Sozialdemokratie nur wegen der strengen Verfolgung groß und stark geworden, denn sie ist nach Aufhebung des Sozialistengesetzes weiter gewachsen. Aber was hilft's! Die wahren, inneren Gründe für Entstehen und Wachstum der Sozialdemokratie kann ein kapitalistisch verpacktes Wort nicht beschreiben. Ein Wort aber, die Sozialdemokratie „sozialistischer“ muß es heißen. Was bleibt ihm weiter übrig, als zu behaupten, die Strenge hat nichts geholfen, also wird die Milde helfen. Deshalb ist Zuckerbrot statt Peitsche jetzt seine Sottum.

Damit steht Herr Nieher auch keineswegs allein. Vielmehr hat die Nationalleitung, das offizielle Organ der nationalliberalen Partei, dieser Tage eine Zuschrift veröffentlicht, worin die Sätze vorkommen:

„Wir lehnen ab alle Ausnahmemaßnahmen gegen die Sozialdemokraten. Wir lehnen es ab, den in der Sozialdemokratie vertretenen Teil der deutschen Arbeiterschaft in seinen staatsbürgerlichen Rechten zu verweigern.“

So hol' man nicht so stolz! Es ist ja sehr nett, wenn die Nationalliberalen nicht einmal zur Abwechslung alle Ausnahmemaßnahmen gegen die Sozialdemokratie ablehnen wollen. Aber darüber wollen wir doch nicht vergessen, daß das Sozialistengesetz ohne die Hilfe der Nationalliberalen nicht hätte zum Stande kommen und niemals hätte zwölf Jahre dauern können. Doch aber auch jetzt dem feierlichen nationalliberalen Versprechen nicht weit zu trauen ist, lehnen die Schlußsätze der Zuschrift:

„Will das deutsche Bürgertum eine dauernde Milderung der Sozialdemokratie, so wird es im bevorstehenden Wahlkampf in erster Linie die in der Reichstagskonferenz-politischen Mehrheit vertratene unbedeutliche Reaktion zu bekämpfen haben, die allein den Nährboden bildet für die wieder zu neuer Macht anschauende Sozialdemokratie.“

Mit anderen Worten: es ist dieselbe Sache an dem Bestimmung wie bei Herrn Nieher. Mit Gewalt und Strenge ist's nicht gelungen, die Sozialdemokratie umzubringen, da will man sie wieder einmal hinterrum mit Zuckerbrot vergällen.

Darin liegt nun aber die praktische Lehre für uns. Umbringen wollen uns die Nieher und die Nationalliberalen nicht minder, als die Arbeiter und die Sozialdemokraten. Und wenn sich nach einiger Zeit herausstellen wird, daß ihr verärgertes Zuckerbrot uns auch nicht schadet, dann werden sie, wie in der Vergangenheit, auch wieder für Gewaltmaßnahmen zu haben sein.

Der Krach im Sanfahnde.

Der Kampf gegen den Sanfahnd ist von den Scharfmachern nimmer auf eine sehr einfache Formel gebracht worden. In einem Rundschreiben, das die Rheinisch-westfälische Bezirksgruppe zum Schutz und zur Förderung der Interessen von Handel, Gewerbe und Industrie — wie sich kurz und bündig die Abtrünnigen nennen — verfaßt hat, wird darauf hingewiesen, daß der Sanfahnd eigentlich als Vertretung des Reichthums angesehen werden müßte. Die Industrie bedarf aber des Schutzes, denn nur dadurch sei es ihr möglich gewesen, die großen Aufwendungen für die soziale Gesetzgebung zu machen und den Arbeiter- und Beamten-Lohnschöpfung zu gewähren. Die Leitung des Sanfahndes hat bekanntlich darauf geachtet, daß die Ursache des Aufstehens der Vertreter der Schwerindustrie nur darin zu suchen sei, daß die Schwerindustrie gemeinsam mit den Agrariern den Kampf um höhere Zölle führen wolle. Der Zentralverband deutscher Industrieller bezieht sich der Süddeutschen Wirtschaftsfortschritt, um seine Anschauungen in die Presse zu lancieren. Durch die genannte Korrespondenz gehen den Zeitungen nämlich Artikel zu, die mit der Bewertung versehen sind: „Zum totenhellen Abdruck für die Presse ohne Einlenkungsangabe.“ Der Urheber dieser Artikel ist niemand

anders als der fast am bekannte Alexander Tille, der noch bis vor kurzer Zeit Geschäftsführer des Sanfahndes für das Saargebiet gewesen ist. Die Scharfmacher behaupten, daß die Zahl der Mitglieder, die dem Sanfahnd von den Ruhrgebiets haben, weit höher sei, als in der Öffentlichkeit angegeben werde. Die führende Presse des Saartriums steht in diesem Kampfe auf Seiten der Scharfmacher. So veröffentlicht die königliche Volkszeitung eine Zuschrift, in der hervorgehoben wird:

„Wenn der Verlust, den der Sanfahnd durch den Austritt des Saartriums erleidet, auch zunächst numerisch keine so große Rolle spielt, so bedeutet er aber in Bezug auf die Einbuße, die hier an Einfluß und materielle Leistungsfähigkeit erleidet, eine vollständige Niederlage für den Bund.“

Diesem mußte es vor allem darum zu tun sein, den Einfluß und die pekuniären Hilfsmittel der Großindustrie, von denen einzelne Werke ja viele Tausende von Arbeitern und Angestellten beschäftigen und dem Sanfahnd noch mehr Tausende von Mark jährlich zur Verfügung stellen können, auf seiner Seite haben. Der Sanfahnd war auch in Bezug auf Heranziehung seiner Mitglieder zu finanziellen Leistungen keineswegs anpaßlich. Hatte er doch vor etwa acht Monaten das Krümmen gestellt, jedes Mitglied, welches der Industrie angehört, solle für die Jahre 1910 und 1911 bzw. je 1000 Mark gezahlten Löhnen und Gehältern eine Mark jährlich zur Bundeskasse entrichten. Das hätte eine jährliche Einnahme von etwa 12 Millionen Mark gegeben. Für die Jahre 1910 und 1911 wurden aber nur 24 Millionen Mark; ebenfalls ein schöner Wahlfonds für die nächsten Reichstagswahlen. Es hätten dann für jeden Wahlkreis etwa 80000 Mark zur Verfügung gestanden.“

Mit großer Genugtuung wird dann in der Zuschrift hervorgehoben, daß es die Industrie mit dem Beschlusse nicht einig hat, denn die Industrie, die auf dem Sanfahnd die Steuern zahlen, habe fast dessen nur 500 Mark bezahlt, wahrhaftig deshalb, weil man dem Sanfahnd bereits nicht mehr recht traute.

Es ist ganz anständig, wenn in diesem Kampfe Dinge zum Vorschein kommen, von denen die Öffentlichkeit bisher keine Ahnung hatte. Aus dem genannten Summen läßt sich aber schließen, wach ungeheurem Kampfe wir bei den kommenden Wahlen entgegengehen. Wenn auch die Mittel des Sanfahndes nicht so groß sein sollten, als wie sie eben angegeben worden sind, so spielt im Wahlkampf doch auch der Wahlfonds der „Zukunftsmänner“, der sicher nicht gering ist, eine ganz bedeutende Rolle. Was hinsichtlich der letzten Bekämpfung und Verelendung aller Mark 24 Millionen Mark die Sozialdemokratie in ihrer Stimmengahl zurückzubringen, das soll ansehnend jetzt durch die Macht des „rollenden Falters“ versucht werden.

Denn in der Bekämpfung der Sozialdemokratie sind sich die Scharfmacher von der Schwerindustrie mit den Mannen Nieher's vollkommen einig; nur in den Methoden gehen, wie im vorstehenden Leitartikel gezeigt wird, die Meinungen auseinander. Somit verbindet die beiden Lager kaum noch etwas miteinander, wie schon aus der Form der gegenseitigen Zeitungspolemiken hervorgeht. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung, das Organ der Rheinisch-westfälischen Großindustriellen und für Kongressparlamentarismus, verteilt heute — zwei Wochen nach der Session — höchst einschneidende über die ehemaligen Bundesgenossen und hat für Herrn Nieher und seine Getreuen nichts als Spott und Hohn übrig. So spottet das Blatt über die Apollonstour, die Geheimrat Nieher, der Vorsitzende des Sanfahndes, vor einigen Tagen nach dem rheinischer Industriegebiet unternommen hat:

„Herr Geheimrat Nieher, der Kampfpresident, ist mit dem Glanz seiner Angestellten von Knoblauch bis Neumann selbst ins Rheinische und westfälische Industriegebiet gerückt, um die Angehörigen mit „Entschuldigungen“ von Volkserwartungen — gänzlich unqualifizierten Vorstellungen, die freundschaftliche Parteibeitritte freimütiger Bezirksgruppen zusammenkomme — zu imponieren und das reichliche Gaudium treugereicher Gebalter Schauder und Sandfahnmacher (!) um die Regatta“ Rabau zu sammeln.“

Von Gebalter Schauder und Sandfahnmacher“ haben, wie man sieht, die Herren von der Rheinisch-Westfälischen, für die ansehend der Mensch ist, was dem Kommerziant bezieht, eine alte hohe Meinung. Was sie natürlich nicht hindert, bei den Wahlen um die Stimmen der Mittelständler zu buhlen.

Auf der andern Seite ist man selbstverständlich mit der Antwort auf die Annahmen und prophetischen Überhebungen der Schwerreichen Industriebarone auch nicht faul. Hier findet das Berliner nationalliberalen Organ, die Nationalzeitung, ziemlich energische und kräftige Töne der Abwehr. Es widmet den Männern der schweren Industrie, unter deren eierneinigen Druck die nationalliberalen Partei langsam aber und zum größten Teil auch heute noch steht, folgende Zeilen: „In der industriellen Magnaten am Nieherstein und in Westfalen denken an Sanfahndverträge, an Arbeiterlöhne und an ihre sozialpolitischen Lasten. Wer will es ihnen verzeihen? Ideale und hohe Ziele liegen ihnen, die auf ihren Schloßhöfen und in ihren Jagdschlössern langsam aber stetig in die Luft zu entweichen beginnen, wie ein Rauch, der sich nicht erlöschend in die Luft erhebt, weil er nicht erlöschend ist. Sie können an goldenen Zischen, sind mit ihren Söhnen in den Gorberegnern und Ministern, mit ihren Schwiegern



Toban an dem Gotha (Iradel) sozial satirisiert. Den gemeinsamen Interessen des Kaufmanns gegenüber bleiben sie ebenso kühl bis ins Herz hinein, wie es in den bürgerlichen Kämpfen längst entzweifelnder Zeit die Bürger und Arbeiter gewesen sind.

An den Schülern und Kadetten wird man das als eine Sprache von Degen und Fußknechten empfinden. Dort ist man feil zu gewöhnen, in der nationalliberalen Partei die getreue Dienerei zu erblicken, und jetzt bekommt man solche Töne zu hören! Wie untrüglich muß der Druck dieser Depoiten von Gethlads Wienaden geworden sein, wenn sich selbst ein nationalliberales Blatt gegen ihn empört!

Am übrigen liegt zu erwarten, daß der anmutige Streit noch nicht so bald zu Ende sein wird, und daß dabei vielleicht noch manche interesselose Dinge an die Öffentlichkeit kommen dürften.

Politische Uebersicht.

Salle a. S., den 15. Juli 1911.

Rein Petroleummonopol?

Die Regierungsoffizien beitreten die Möglichkeit der vom Berliner Tageblatt gebrauchten Mitteilung, die Reichsregierung plane die Einführung eines Petroleummonopols. Die Kölnische Zeitung vertritt nach Ermüdungen an zu fändiger Stelle, daß die Nachricht unzutreffend sei. Die Entscheidung des Reichstags dürfte aus Erörterungen juristisch-fachlichen Seite. Die beratend werden durch die bei der letztjährigen Beratung des Staats angenommene Resolution Kaisermann-Dr. Freyemann, die verbundenen Regierungen zu erfassen. Erhebungen darüber anzustellen, inwiefern sich das Vorgehen der Standard Oil Company und ihrer Tochtergesellschaft die Gefahr einer Monopolisierung des deutschen Petroleumhandels unter Ausschaltung des Zwischenhandels vorliegt, und ob unter diesen Umständen die Errichtung einer unter Aufsicht des Reiches stehenden Anstalt zum Vertrieb von Petroleum im Interesse der deutschen Volkswirtschaft liegt. — Es liegt auf der Hand, so meint das Blatt, daß dies erst vor kurzem begonnen Erhebungen zu einem Ergebnis nicht führen konnten, und daß auch nach ihrem Abschluß bei der schwerwiegenden Bedeutung des Gegenstandes eine Entscheidung nach der einen oder anderen Richtung nicht so bald zu erwarten sei.

Das heißt also, daß Herr Wermuth vorläufig noch nicht genau weiß, ob er nach der ihm so bereinigt gebotenen Einmündung die Hand ausstrecken soll oder nicht. Nun, bis nach den Wahlen ist ja kein Zeit zur Überlegung. Was dahin wird sich schon die Entscheidung neuer Selbstwahlen. Im Interesse der nationalen Volkswirtschaft und wie die abstrakten Präsen sonst noch lauten, als notwendig herausgestellt haben.

Die „Wahlreform“ der Medienburger Ritter.

Medienburg führt nicht umsonst den Schienkopf im Wappen; in sozialer und politischer Rückständigkeit lüdt das Oberrheinland in Europa feinseligkeiten und in Deutschland ist es darin sogar Preußen noch über. Und das will doch gewiß viel heißen! Ansehen, so ganz kann man sich auch im finsternen Medienburg dem Auge der Zeit nicht entziehen, und die preussische Wahlrechtsveränderung hat auch ihre Stellen in das mit Preußen geistverwandte Land geworfen, wo in den Verbänden die edlen Ritter noch unumschränkt herrschen und sogar dem Großherzog Trost zu bieten wagen. Dem so sehr ihr Landesherren selbst auch nach einer Reform der Verfassung dränge und so oft sich der Reichstag auch mit diesen verrotten medienburgischen Verfassungszuständen beschäftigte, die medienburgischen Ritterdichsel rührte das nicht. So ist die Verfassungsfrage in Medienburg bis jetzt nicht vom Tisch gekommen, und was sich die Erläuterung und Ebnen neuerdings wieder in sogenannter „Wahlreform“ gelehrt haben, das soll an unserer Leserbesamtheit und Unvertroubenheit erst noch feinseligkeiten werden.

Am Donnerstag tagen in Wolfshof ungefähr 300 sogenannte medienburgische Ritter zum allgemeinen Ritterchafts-Konvent zusammen, um zur medienburgischen Verfassungsfrage Stellung zu nehmen. Die Ritter stellen folgende Richtlinien auf, an denen sie unbedingt festhalten wollen:

1. Zusammenfassung der Landtagsversammlung aus drei aneinander gleichem Teilen;
2. Zusammenfassung des dritten Teiles je zur Hälfte aus Vertretern des Dominiums und anderweitigen Personen. Keinesfalls darf diese dritte Gruppe stärker sein als eine der beiden anderen;
3. Ausschluß aller gemeiner Wahlen, zu welchen die drei Teile in gleiche Weise der Bevölkerung hinzugezogen wird;
4. Das Recht der Ido in partes (Ernennung in Teile) für jede der drei Gruppen, wenn es sich um Aenderung der Verfassung der obrigkeitlichen Rechte und der Verwaltung im Bereiche der Ritterchaft und der Landeshoheit handelt. Der Widerspruch einer der drei Gruppen genügt zur Ablehnung;
5. Der so zusammengeleiteten und auflösbaren Landtagsversammlung wird das volle Budgetrecht gewährt.

Die Obenbung und Sendeband sind noch überbrumpft werden. An Preußen kann die große Masse wenigstens in der dritten Klasse wählen, in Medienburg soll die große Masse der Bevölkerung überhaupt kein Wahlrecht bekommen. Und selbst in dieser Spaltracht eines Parlaments verlangen die Jünger noch ein besonderes Vortrecht, gegen ihren Widerspruch dürfen keinerlei Verwaltungsmaßnahmen beschlossen werden. Die medienburgischen Jünger wissen, was sie dem Lande des Schienkopfs schuldig sind und dem medienburgischen Volke an Unverschämtheiten bieten können. Bis auch ihm endlich einmal der Geduldsfaden reißt!

Referentoffiziere als sozialdemokratische Wähler.

Die Deutsche Tageszeitung hat in ihrer bekannten ruppigen Weise vor ein paar Tagen erklärt, daß ein Referentoffizier, der sozialdemokratisch wählt, eine ehrverleerende Verlegung seiner Eidespflicht begeht und ohne weiteres aus dem Offiziersstand ausgeschlossen werden müßte. Der Red. die diesen Satzes beifällig abgedruckt hat, geht nun als Referentoffizier ein Schreiben zu, in dem diese Satze vorkommen:

„Nach der wohl auch ihnen bekannten Rekrutierordner des Reichs ist derjenige Soldat, der böswillig die Ehre eines anderen verleiht. Den Vortritt der Ehrvergeltung darf man aber ruhig dem Schreiber zurückgeben, der sich erdreistet, deutsche Offiziere, die im nationalen Interesse es für richtig halten, in Notfällen zwischen zwei Uebeln das kleinere zu wählen, zu beschimpfen und sie mit Ehrenstrafen zu bedrohen, die wie die Auslösung aus dem Offiziersstande, nur bei gemeinen Verbrechen verhängt werden.“

Ich selbst bin seit 14 Jahren in Ehren preussischer Offizier und würde dem die gebührende Antwort zu geben wissen, der

sich herausnehme, an meiner Pflicht und Treue gegen Kaiser und Reich zu zweifeln; daß ich aber auch darüber hinaus in öffentlicher Beziehung meine Pflicht erfüllt und meinen Mann gestellt habe, dürfte wohl Jänen betannt sein. Das verbindet mich aber nicht, die Meinung von Hunderten meiner Kameraden zu teilen, daß das Zentrum in jeder Beziehung geschäftlicher und verberberischer ist für Reich und Vaterland, wie die Sozialdemokratie und daß denjenigen kein Vortritt zu machen ist, der aus dieser Überzeugung die einzig richtige Schlussfolgerung z. B. bei Wahlen zu ziehen glaubt.“

Den Mut dieses Mannes in allen Ehren! Das manche Referentoffiziere seine Meinung teilen, ist sicher. Wenn aber das Kriegsministerium den Namen des Mannes erfährt, dann ist er geliefert. Auch der Referentoffizier hat blindlings zu gehorchen und darf keine andere Meinung haben, als die amtlich abgeimpfte. So verlangt es die wiederholte preussische Justiz und Ordnung.

Das Familien-Reichstagsmandat.

Herr Charles de Wendel, der Vertreter des Wahlkreises Diedenhöfen, landbitter wegen eines Herzwürfnisses mit seiner Familie nicht wieder zum Reichstag. Als seinen Nachfolger hat er den Abg. Dr. Gregoire, dessen Wiederwahl in Dies amnestisch ist, vorgeschlagen. Derselbe Mann wird jetzt sich aber die Familie de Wendel, die sich gemäßigter als Vertreterin des Mandats betrautet, mit aller Entschiedenheit. Sie hat es dem ehemaligen Landesausführungsberechtigten über angeboten und sich bereit erklärt, sämtliche Wahlkosten zu tragen. Herr Weber hat aber abgelehnt. Derselbe wurde das Mandat dem Bürgermeister Windel von Vaningen angeboten, einem Beamten der de Wendelschen Werke. Dieser will aber die Kandidatur nur unter der Bedingung annehmen, daß er außer der Unterstützung des Vortrager Wloos auch diejenige des Zentrums fange.

Diese Art, ein Reichstagsmandat vergeben zu wollen, ist ein ungeschicklicher Stempel, wie auch schon die Art der Wahl des Abg. de Wendel einfach standlos war. Er erhielt im Jahre 1907 1874 Stimmen; auf das Zentrum entfielen 9674, auf den Sozialdemokraten 4477 Stimmen. Im Reichstag hat sich dieser gewöhnliche Volkvertreter fast nie gesehen lassen. Die Prüfung seiner Wahl hat die Wahlprüfungskommission des Reichstags Jahre hindurch beschäftigt. Die Agenten des Herrn de Wendel hatten bei der Agitation Bier und Schnaps in Strömen fließen lassen. Es konnte nur nicht einwandfrei festgestellt werden, daß sie im Auftrag des Kandidaten gehen haben. An die Krümmen im ganzen Reich ließ das Wahlkomitee Diktum und Einheitspapier in allen Größen verteilen, auf denen in großem Druck stand: „Bisitt Charles de Wendel. Die Familie de Wendel, die Tausende von Arbeitern beschäftigt, meint nun offenbar, daß sie besorgt ist, das Mandat des Kreises einfach nach Belieben zu vergeben. Was doch in den Köpfen mancher Leute für jonderbare Vorstellungen herrschen!

Wozu die Offiziersburden gebraucht werden.

Vor einiger Zeit wurde der Burche des Hauptmanns von dem Infanterie-Regiment Nr. 100 in Offenburg (Waben) plötzlich tobtüchtig. Man forschte nach der Ursache und stieß dabei auch auf den folgenden Stundenplan, nach dem der Soldat, den Weillungen seines Vorgesetzten entsprechend, seine Arbeit einzurichten hatte:

- Zwei Stunden vor dem Auftreten das Pferd füttern und es dann an die besetzten Stellen bringen.
Der besetzten Zeit:
Von 5½ bis 6 Uhr Feinsiegel füttern;
" 6 " 7 " das Pferd füttern;
" 7 " 8 " das Pferd putzen;
" 7 " 8½ " die Riegen füttern;
" 8½ " 11 " den Riegenstall reinigen, dem Garten- und Hausarbeit verrichten.
" 11 " 11½ " Zeit zum Mittagessen.
" 11½ " 12 " die Riegen füttern.
" 12 " 1 " das Pferd füttern.
" 1 " 2 " das Pferd putzen.
" 2 " 5½ " im Garten oder Haus arbeiten nach Anweisung der gnädigen Frau.
" 5½ " 6 " die Riegen füttern.
" 6 " 7 " das Pferd füttern.
" 7 " 8 " die Riegen tränken, den Stall streuen und in Ordnung halten.

Von 8 Uhr ab hat der Burche als Soldat an seine eigenen Sachen sich zu machen bis 9 und ½ 10 Uhr abends.“ Es fehlt in dem Plan die Zeit für das Abendessen, die deshalb überflüssig ist, weil der Burche von abends ½ 8 Uhr an seinen Koffer mehr erhält, da die Küche geschlossen wird. Von ½ 10 Uhr an ist der Burche frei, wenn er Urlaub zum Ausgehen hat.

Der Soldat hatte also von seiner mindestens 17 bis 18 stündigen täglichen Arbeitszeit nahezu die Hälfte — acht Stunden — zur Ausführung von Hausarbeiten zu verwenden, die mit seinen dienstlichen Obliegenheiten nichts zu tun hatten. In dieser Zeit war er der gnädigen Frau unterstellt, die über seine Arbeitskraft nach ihrem Gutdünken verfuhrte. Dabei ist der Offenburger Fall sicher eine Einzelereignis; er dürfte sich mit entsprechenden Variationen in zahlreichen anderen Garnisonorten ebenfalls stellen lassen. Offenbar verfolgen die militärischen Vorgesetzten der zum Burche dienenden kommandierten Soldaten mit dieser Art „Erziehung zum Wasserdienst“ den Neben Zweck, den Nachweis dafür zu führen, daß die zweijährige Dienstzeit noch viel zu lang ist. Ein Streben, das auch sonst im Reichsbereich des Militarismus erkennbar ist. So meidet die bürgerliche Presse gerade sehr, daß allein vom Generalkommando des 9. Armeekorps 33 jungen Panzerkämpfern als Belohnung für gute berufliche Leistung die Veretzung zum Einjährig-Freiwilligendienst gewährt wurde, ohne vorherigen Nachweis einer sogenannten wissenschaftlichen Bildung. Es ist natürlich nicht einzusehen, warum den übrigen Soldaten das nicht recht sein soll, was diesen 33 billigt ist, und so kann man wohl mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß die allgemeine Einführung der einjährigen Dienstzeit nächstens vom Kriegsminister selbst beantragt werden wird. . . .

Deutsches Reich.

Die reaktionäre Dece gegen die freie Jugendbewegung. Die Korrespondenz des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie weiß von Robeiten der „sozialdemokratischen“ Jugendabteilungen gegen die nationale Jugendbewegung aus Hannover zu berichten. Die Leitung der Jugendbewegung hat sich mit Bescheiden an die Organe der öffentlichen Ordnung gewandt, um gegen die rassistischen Quälereien und Hinterlistigkeiten, feigen Vorkößen der jungen Genossen“ Abhilfe zu schaffen. Und die Reichsverbands-Korre-

spondenz ließ sich von einem großen Wert in Hannover noch eine „trotzige Antwort“ schreiben, die in ihrer niedrigen Wahrheit und Lächerlichkeitserfüllung erfüllender wirkt und zu energischen gesetzlichen Gegenmaßnahmen drängt. Die Zeitschriften werden — so berichtet die Justiz — der Jugend wehrt gegen angehören, wenn sie vor den Angriffen ihrer Verleugung und Minderwertigkeit werden könnten. Sie müßten aber beschimpft und durchgeprügelt, und dieser Zwangsaussagen schließlich mit der Verlegung der Jugendabteilung des Metallarbeiterverbandes hin. Zum Schluß der Terminabrede wird gelagt, daß die sozialdemokratische Gemaltheit leider deshalb so stark ist, weil wir keine Regierung (1) haben, die diesen Exorzismus mit entschlossener Hand anfaßt und bricht!

Würde man dieser Schauer Geschichte auf den Grund gehen, so würde sie sicher auf das Konto der andern vielen Mängel des Reichsverbandes zu suchen sein. Die Mängel der patriotischen Jugendbewegung wären gerade die letzten, die sich berechnen gelassen ließen. Ihr ganzer sozialistischer Drift, ihre Ausrichtung mit dem Stacheln und ihre verschiedenen Kaufhändel lassen sie nicht gerade als Musterbeispiel erscheinen. Wenn sie in ihrer Ausrichtung aufgelassen daherkämen, so ist es allerdings möglich, daß sie hier und da einigen Spottreden vernünftiger Leute ausgesetzt sind. Die Schmaroterei gegen unsere Jugendbewegung resultiert leider Endes doch nur daraus, daß die patriotischen Jugendbewegung in letzter Zeit jedenfalls sehr wenig Zugang haben.

Der Wahlkampf in Düsseldorf. Nachdem die Düsseldorf liberalen es abgesehen haben, für die bevorstehende Reichstagswahl einen Kandidaten aufzustellen, hat nunmehr die demokratische Vereinigung beschlossen, mit einem eigenen Kandidaten sich am Wahlkampf zu beteiligen. Der Name des Kandidaten soll in den nächsten Tagen bekannt gegeben werden.

Wassermann bleibt in Saarbrücken. Zu den Forderungen, daß beschnitten sei, den Abgeordneten Wassermann in den Wahlkreis Guben aufzustellen, teilt die National-liberale Korrespondenz mit, daß dies unzutreffend sei und sagt hinzu:

„Ganz abgesehen davon, daß die Voraussetzung einer Verschärfung der Bekämpfung im Wahlkreis Saarbrücken unzutreffend ist, denn Herr Wassermann ebensowenig daran, von seiner Kandidatur im genannten Wahlkreis zurückzutreten, wie der Wahlkreis selbst an der Person des geschätzten Führers der nationalliberalen Partei unter allen Umständen festhalten und seine ganze Kraft daran setzen wird, ihm zum Siege zu verhelfen.“

Das parteiamtliche Organ scheint doch etwas so ruhig in die Zukunft zu blicken, denn die Bots und die Kreuzzeitung haben ganz unerböhten erklärt, daß sich durch die Differenzen zwischen der Schwerindustrie und dem Hansabund die Chancen Hoffenmann kaum verbessert haben. Man kann nicht mitleiden, ob das Zentrum den in Düsseldorf geübten Kniff, einen beim Hansabund angehörigen Zentrumsmann aufzustellen, nicht auch noch in Saarbrücken anwendet. Damit wäre Wassermann dann ganz bestimmt erledigt.

Unerschütterte Soldatenmännchen. Ein Soldatenführer stand in der Person des Sergeanten Hugo Känel von dem 6. Pannopanie des 5. Infanterieregiments Nr. 104 vor dem Chemnitzer Kriegsgericht. Die Anklage beschuldigte ihn der Verleumdung in 91, der vorchriftsmäßigen Behandlung in 8 und der Mißhandlung in 181 Fällen. Der lebende Teil war der Soldat R., ein schwerkranker und — so meinte es — lieber Mensch. Was der sich von R. hat gefallen lassen, das ist sehr unglücklich. „Bagabund“, „größter Lump des Regiments“, „Dreckschwein“ und andre Beschimpfungen ließ er sich von R. bieten. Und dann die Mißhandlungen! Zunächst in die Ecke waren etwas Gewöhnliches, mit der Säbelschneide schlug R. den R. sit auf die Finger und auf den Oberarm, beim Turnen mißte er ihn und in vier Fällen ließ der Töbe Mensch den armen Soldaten Kniebeuge bis zur Erschöpfung machen. Ob die Anklage alle vorgekommenen Fälle erfasst hat, ist zu bezweifeln, und in der Natur der Sache liegt es, daß sich auch die zur Anklage stehenden Fälle nicht alle einzeln nachweisen ließen. Als durch die Beweisaufnahme festgestellt erachtete das Gericht nur 51 Verleumdungen und 71 Mißhandlungen. Das Urteil lautete auf ein Jahr Gefängnis. Der guten Führung und seiner bisherigen Unbescholtenheit wegen sah das Gericht von der Degradation des Verurteilten ab. Er kann also nach Verbüßung der Strafe wieder — Vorgesetzter sein!

Was sich ein Nonne Vorurteil erlauben darf. Der letzte der modernen Vaterlandsvortreiber, die immerzeit in Bonn nachts in die Wohnung des Einjährig-Interoffiziers eingedrungen sind und ihn mit schändlichen haben, fand am Freitag in der Person des Reutnants B. Bodenbrenner vor dem Kriegsgericht. Der Angeklagte, der bei dem Vorfall total betrunken gewesen sein will, wurde freigesprochen, weil ihm das Reutnerin der Strafbarkeit seiner Handlungsweg geliebt hat! — Es gibt also doch noch nachsichtige und milde Richter in Deutschland!

Aus der Partei.

Der Organisation der Bildungsarbeit.

Am vergangen Sonntag fand in Köln eine Konferenz der Bildungsausschüsse der oberen Rheinprovinz statt, die von 27 Delegierten besucht war. Als Vertreter des Zentralbildungsausschusses war Genosse Heinrich Schulz anwesend. Genosse Soförster Köln, der die Konferenz einberufen hatte, wies darauf hin, daß die Schaffung einer Bildungszentrale für den Bezirk des Agitationskomites für die obere Rheinprovinz notwendig geworden sei, nachdem sich die frühere Zentralkommission für Rheinland-Westfalen als ungeeignet erwiesen habe. Nach einem Referat des Genossen Wetzels Köln über die Organisation des Bildungswesens und nach eingehender Diskussion wurde beschlossen, einen Bezirksbildungsausschuss für die obere Rheinprovinz einzusetzen.

Die neue Breslauer Polizeistat.

Am Freitag nachmittag wurde in Breslau der fast 90jährige Genosse Louis Sobn, ein alter 1848er Freiheitskämpfer, zu Grabe getragen. Der Sozialdemokratische Verein des Bezirkes, dem der Genosse angehört hatte, und der Reichstagsabgeordnete Genosse Bernfene-Berlin hatten dem Verstorbenen Kränze gesendet, die selbstverständlich trotz Schließen aufweisen. Der Zeit der Widmungen enthielt nicht eine Zeile, die etwa in preussischen Polizeijahren hätte verdrängt sein können. Als sich der Trauertag in Bewegung setzte, wurden die Kranzträger

Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

Die Ostraktion gegen die Wehrvorlage

wird im ungarischen Parlament fortgesetzt. Jedoch wird in Regierungskreisen, der Min. Bz. zufolge, der Ostraktion keine Bedeutung beigemessen; man hält es nicht für ausgemacht, daß die Opposition auf diesem Wege weiterstreifen wird. Sollte dies doch eintreten, so ist man entschlossen, eine Verschärfung der Hausordnung vorzuschlagen. Vorläufig wird die Regierung die Entwicklung ruhig abwarten und so schärfere Maßregeln greifen, wenn sie durch dauernde Ostraktion dazu herausgefordert wird.

Die sozialdemokratische Partei veranstaltete Mittwochabend einen großen Demonstrationsszug gegen die Wehrvorlage und für das allgemeine Wahlrecht, woran etwa 10 000 Personen teilnahmen. Die Kundgebung verlief ohne Störung.

Frankreich.

Königliche Krone.

Die Nationalfeier wurde von den Royalisten zu einer antirepublikanischen Kundgebung benutzt. Eine große Zahl dieser Schreier hatte sich in der Avenue des Bois Boulogne aufgestellt und schrie bei der Vorüberfahrt des Präsidenten: Nieber mit dem Präsidenten! Nieber mit der Republik! Sie trugen andererseits Plakate auf den König aus. Es kam zu einem Handgemachten, an dem sich besonders die Zuschauer lebhaft beteiligten. Diese waren sehr erregt und hängten zahlreiche Handgelenke der Polizei aus. 40 Personen wurden verhaftet.

England.

Der Kampf um die Verfassung.

Das Oberhaus beendete Donnerstag die Beratung über die einzelnen Paragraphen der Verfassungsbill. In den beschiebenden, weitreichenden Zusatzanträgen der Opposition wurden keine Änderungen vorgenommen und man erwartet, daß Asquith ihre Beratung en bloc beantragen wird. Sobald die Bill wieder an das Unterhaus zurückkommt, wird das Oberhaus über die dritte Lesung am 20. B. abstimmen. Lieber die Zusatzanträge wird das Unterhaus am 24. B. beraten.

Spanien.

Polizei gegen Streikende Arbeiter.

In Saragossa sind die von Arbeitervereinigungen angeführten Arbeiter in den Generalstreik eingetreten. Der Streik führte Donnerstag nacht zu heftigen Zusammenstößen zwischen den Streikenden und der Polizeistreife. Die Gendarmrie „säuberte“ die Straßen mit blauer Waffe. Hierbei wurden etwa dreißig Arbeiter verwundet, darunter mehrere schwer. Ein Polizist erhielt einen Schuß in den Unterleib und liegt im Sterben. Vierzig Verhaftungen wurden vorgenommen.

Marokko.

Frankreich und Spanien.

Madrid, 14. Juli. Aus Melilla wird gemeldet, daß seit einiger Zeit zahlreiche Desertere der französischen Fremdenlegionen im spanischen Marokko eintrifften. Diese Fremdenlegionäre, die sich auf das Gebiet der Beni Hajar gesiedelt hätten, von bewaffneten Nomaden angegriffen und alle niedergemetzelt worden. — Aus Casablanca erfährt man, daß die Franzosen jetzt auch in Fez, Meknes und auf dem ganzen Weg von Casablanca nach Fez nach alexandrischen Muster sogenannte Krabische Bureaus eingerichtet haben. Ferner wies-

den in Casablanca Vorbereitungen für einen Marsch nach Marakech getroffen, der täglich angetreten werden könne. Madrid, 15. Juli. Der Ministerrat beschloß heute sich gegen wichtige Angelegenheiten. Der französische Geschäftsträger Martin hat eine neue Anfrage an Spanien gerichtet, um Aufklärung über das Verhalten der Spanier in Larache und El Djar zu erhalten. Die Sprache Frankreichs soll diesmal in sehr energischem Ton gehalten sein.

Neue Erhebung der Stämme?

Aus Oran wird gemeldet, daß die Führer der zwischen Fez und dem Atlasfuß anliegenden Stämme eine Versammlung abgehalten und beschloßen haben, nach Beendigung der Ernte abermals die Waffen gegen die Franzosen und den Wachen zu ergreifen. Der Bauanfall, der bisher dem Sultan zugewandt war, soll zu einem Aufstand gegen die Franzosen aufgeführt haben. Nach einer Mitteilung wurde das Lager einer französischen Kolonne am 1. August in der Nacht von Marokkanern angegriffen. Der Angriff wurde aber abgeblasen.

Mexiko.

Neue Unfälle.

Aus Puebla wird gemeldet, daß ein Zusammenstoß zwischen Anhängern Maderos und Regierungstruppen stattfand. In Lerma Jan Juan kam es zu einem langandauernden Kampfe, wobei über 40 Personen getötet oder verwundet wurden.

Wie die Remorser Sun meldet, befinden sich sechs Ständen Mexikos Unruhen. Die Waderisten haben bei dem bereits gemeldeten Zusammenstoß bei Puebla 50 tote gefaßt. Madero erteilte zur Beilegung der Unruhen Befehl, doch erwartet man ihre Fortsetzung, weil sogar unter den Anhängern des alten Regimes und der Stellung Waderisten Differenzen bestehen.

Generalversammlung der Lagerhalter.

kr. München, 12. Juli 1911.

Der Verband der Lagerhalter und Lagerhalterinnen Deutschlands hielt in der Zeit vom 9.—12. Juli in München seine 12. Generalversammlung ab. Sie war besetzt von 70 Delegierten und zehn Mitgliedern des Hauptverbandes. Die Generalkommission war vertreten durch Gen. Bauer Berlin, außerdem erschienen noch Vertreter der Organisationen der Handlungsgeschäften und der Transportarbeiter. Die Wiener Verfassungen entstanden den Gen. Witajed als Gast. In seinen mündlichen Ausführungen zum Geschäftsbericht, den wir bereits besprochen haben, konstatierte der Verbandsvorsitzende Reindorf-Weizsig, daß die Arbeitseiz der Lagerhalter, besonders in kleinen Geschäften, noch sehr viel zu wünschen übrig lasse und dieser Punkt noch immer ein dunkles Kapitel in der Verbands-Verfassung habe. Zudem sind recht gute Erfolge zu verzeichnen: für 383 Kollegen ist eine Arbeitseizverpflichtung von 39 610 Stunden eingetreten. — Auch der von Henning-Weizsig erstattete Kassenbericht gibt Zeugnis von dem Fortschreiten der Organisation. Das Verbandsvermögen beträgt zurzeit 70 000 M. — In der Diskussion zum Geschäftsbericht wurde betont, daß der Vorstand und die Redaktion des Verbandsorgans gegenüber der Abschaffung von Mißständen etwas mehr Mäßigkeit zeigen möchten. Ein Redner wünschte eine Studienreise nach England und größere Verantwortlichkeit des internationalen Verbandes. In ihrer Besprechung betonte der Verbandsvorsitzende und der Redakteur, daß das Verbandsorgan eine andere Taktik einzuschlagen habe, als andere Verbandsorgane. Die Genossenschaftsbewegung dürfe nicht verglichen werden mit Privatunternehmen. Dadurch sei die Stammpflichtlichkeit verlohren. Am ersten Verhandlungstage referierte Friedemann-Weizsig über: Die Tarifver-

handlungen mit dem Zentralverband deutscher Konsumvereine.

Der Redner betonte, daß durch die Eigenart des Berufes eine ganz andere Geschichte der Tarifbewegung sich ergebe. Die Lagerhalter als Genossenschaftler sind verpflichtet, ganz besondere Rücksichten zu nehmen. Der Redner verlangte bei den geringen Entgeltentommen des Vorstandes des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine die Einsetzung der Leipziger Resolution und die Abschaffung des Arbeits- und Dienstvertrages. Aus der Statistik über die Lohn- und Arbeitsbedingungen der Lagerhalter ergab sich, daß auch nach Aufhebung dieser Resolution für die Kollegen in kleineren Vereinen keine Besserung erzielt würde. Man sollte es kaum für möglich halten, daß einflußreiche Kreise des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine noch den Stammpflicht vertreten können, daß durch die Forderungen der Lagerhalter die kleinen Vereine konkurrenzunfähig würden. — In der Diskussion wurden abgesehen von den Ausführungen des Referenten zumutend aufgenommene und dann die Leipziger Resolution mit 62 gegen 14 Stimmen aufrecht erhalten. — Dann nahm der Verhandlung ein Referat des Verbandssekretärs Dabnel-Weizsig über: Die Konsumgenossenschaften als Arbeitgeber und ihre Beziehungen zur modernen Arbeiterbewegung entgegen. Der Redner präziserte die Stellung des Verbandes zur Genossenschaftsbewegung und kam zu dem Schluß, daß der wirkliche Träger der Genossenschaftsidee nur das Proletariat sein kann. Mit großer Beschleunigung beherrschte der Verhandlung das gute Verhältnis, das sich zwischen Genossenschaften, Partei und Genossenschaftler herausgebildet hat. — Einstimmig wurde eine dem Referat zustimmende Resolution angenommen. — Der letzte Verhandlungstag füllte die Versammlungsabende aus. In der Diskussion standen sich zwei Meinungen gegenüber: Anschließ an den Handlungsgeschäftsverband oder Verschmelzung mit dem Transportarbeiterverband. In der Debatte griffen auch Müller-Berlin, Josefson-Hamburg und Bauer-Berlin als Vertreter der Generalkommission ein. Die samt und sonderb für den Anschluß an den Handlungsgeschäftsverband plädierten. Der Verbandsvorsitzende befahl dann einstimmig eine Verschmelzung mit dem Handlungsgeschäftsverband. — Anträge auf sofortige Verschmelzung wurden nur deshalb abgelehnt, weil die Mehrheit wünscht, daß zunächst genaue Ueberprüfungsbedingungen festgelegt werden. — Als Vorhänger wurde Reindorf-Weizsig wieder gewählt. Der Ausschuß bleibt in Berlin, die Revisionskommission hat ihren Sitz in Weizsig. Der nächste Verbandstag findet 1912 in Kitzingen statt. Damit werden die Arbeiten des Verbandstages erledigt.

Gewerkschaftliches.

Die Aussperrung in der Thüringer Metallindustrie.

In den Betrieben der Mitglieder des Verbandes Thüringer Metallindustrie ist am Ende der Woche durch die Arbeiterfamngeschehen worden, daß am 29. Juli d. B. 60 Prozent der beschäftigten Arbeiter ausgesperrt werden sollen. Damit soll die am 6. Juli von der Metallindustrie beschlossene Aussperrung zur Tat werden, wenn bis dahin die schwebenden Streiks und Bewegungen nicht beendet worden sind. Die Festsetzung des Termins für den Anfang der Aussperrung ist den Metallindustriellen sehr schwer geworden. Sie haben zwei Tage intensio beraten, um nur notdürftig den Beschäftigten zu erlangen und wollen lieber weiter beraten, wie man um die Aussperrung herumkommen kann.

So mehrwürdig und ungesund die Aussperrung war, so unangebracht ist auch die Festsetzung der Aussperrung. Die Metallindustrie befürchtet, keine Gelegenheit mehr zu erhalten, den streikten Mann gegen zu gewinnen, wenn sie jetzt nicht die Situation künstlich ausnützt. Die Arbeitgeber werden in dem falschen Glauben erhalten, die schwebenden Be-

Zwei feindliche Welten.

Roman aus der Arbeiterbewegung.

Von Jan van den Tempel.

Aus dem Holländischen überetzt von Georg Gärtner.

10) Genreiz unterbrach ein bedächtigtes Lachen. Glücklich Menschen, die sich so ihrer eigenen Mittelmäßigkeit bemußt waren! War das lebensfähigste Leben dieser Leute nicht schlimmer als der Tod? Er sah hier als der geringste unter ihnen — weil er seine Jugend um eines Wadnes willen vergeblich hatte. Aber nun stand er auf gebattem Wege; er würde arbeiten und arbeiten lassen, die Käufer aus dem Boden stampfen. Und dann, wenn er Reichtum und Macht gewonnen, würde dieses Wohlsein ihm sein Recht werden lassen müssen. Sophie wandte sich ihm in die Augen. Er öffnete die Lippen und wachte sich mit dem Gedanken die feindliche Schiene. „Ähnen wird auch wahren“, sagte der Wohlger freundlich, „wir wollen im Garten ein bißchen Luft schnappen.“ — Genreiz sah den Lehrer dankbar an.

„Ich will auch mit, Papachen“, sagte Rita. Sophie neckte sich vom Stuhl lebend, die sich unwillig mitführen ließ. „Es war ein windhülles, lauer Abend; dennoch redete Rita den Älten, er möge auf gehen, damit er sich nicht erkälte, darauf er das übermütige Ding unter lautem Widerstand an seine Seite auf den schmalen Hof zog.“

Genreiz und Sophie lachten über das launische Mädchen. So gingen sie Seite an Seite, und bei der Erwähnung des Waes berückten sich ihre Bärger ganz nahe. Wäslig fragte sie ihn mit dreister Vertraulichkeit: „Müller, warum sehen Sie vorhin so stark vor sich hin?“

Er antwortete leicht die Achsel. „Nun?“ drängte sie. „Ich dachte an früher.“

„Sie ältleren vor keinem heißen Bild und sentie verlegen das erstörende Stöpseln. Cüße Worte drängten sich auf seine Lippen, sah hätte er ihre Hand ergriffen. Er schiedt auf einen Schritt vorwärts.“

„War er denn nachträglich geworden? Es war ja nur eine bloße Vermutung, daß sie ihn liehe. Es war doch so verriert: ein ordinärer Zimmermann, vor nicht ganz drei Monaten von dem Vater in den Gattel gefaßt, wollte jetzt schon der Tochter seine Liebe antworten!“

„Als die Frau in das Zimmer trat, meinte Emma, die Mama solle auf den Papa ein nachmaliges Auge haben. Rita protestierte. Es sei nicht sein, den einen zu verlasseln und den anderen frei ausgehen zu lassen. Die Gattel lachten. Doch an laustellen — van Maeren war ja als Robasser ganz un-

gefährlich — aber um so lauterlich lächelte von Ophtalten. Während des ganzen folgenden Teils des Abends war der Besant sehr referiert gegen Müller und Sophie und schien plötzlich großes Gefallen an der Unterhaltung mit der Krankenschwester zu finden. Zum Unmut wurde die Wäslig schon um zehn Uhr wieder fort; eine gute Stunde später, als die allgemeine Heintocher endlich erzwungen wurde, hatte er sich wieder erholt und drängte Sophie seine Begleitung auf. Vergeblich erbot sie sich, um seiner Schwester willen auf die Ehre zu verzichten. Wäslig, ein hübscher Sülwann unter seine Fittige, und zwei benachteiligte Mädchen.

Als Genreiz nach den drei Waeren das Haus verlassen wollte, hielt ihn Emma im Korridor zurück. „Nicht eierlichlich sein auf van Ophtalten“, neckte sie, den Finger steckend auf die Nase legend. „Nicht, nicht, nicht, nicht.“

Fröhlichen Gergens schritt er durch die stillen Straßen. Er fühlte sich hart, hart wie ein Meise. Reiz blieb es arbeiten. Durch Arbeit mußte die Kraft überwindet werden. Es würde ihm wohl gelingen. Die Schonen genannt, alle Kräfte auf ein Ziel konzentriert — vorwärts! — Sophie wurde sein Weib; alles Rückschwanzeln mühte dem armen van Ophtalten nicht das geringste. Wenn dieses sorglose Kind einmal die Arme um seinen Hals schlingen würde — das war wenigstens ein erreichbares Ideal — dann versah er vielleicht die Welt des holländischen Kampfes um das Dasein.

XVIII.

In Reulicht war Streit ausgebrochen. Bezüglich hatten die Weichen unter Anführung irrtümlicher Argumente um Lohn-erhöhung nachgedacht, die Meister hatten jedoch Entgegenkommen scharf zurückgewiesen. Dann hatten achtbesund Zimmerleute die Arbeit eingestellt. Der Kampf wurde auf beiden Seiten mit großer Entschlossenheit geführt. Die schlecht luhnderte Streitkräfte der Arbeiterorganisation war bald erschöpft; aber das machte nichts. Der Auf um Unterstützung schallte durch das ganze Land und fand Hibernall. Doch die Meister gaben nicht nach und luden unter Aufstand großer Streitkräfte zu stehen, durch Besprechung und Drohungen die Streitenden zum Abfall von ihrer Sache zu bewegen. Drei, vier Wochen lang dauerte der Streit, der die ganze Baumwelt in Mitleidenschaft zog; die Spannung stieg von Tag zu Tag. Aber nach der fünften Woche konnten erteilte Wäslig Männer der Zerstörung des Kampfes vorantreiben. Verschiede, die keine Vorteile der Meister meinten, folgten einander in langer Reihe.

Auf den Wäslig Müllers erwarteten die Leute mit Durch den Ausgang des Kampfes. Dort arbeiteten jetzt an die zwanzig Zimmerleute, darunter auch Zeit Organisations. Die Gattler waren schon unter Dach; von den Keuten Räumers waren nur einzelne Maurer zurückgeblieben, um die Nach-

besserungen zu machen. Einige Stodwerke waren bereits glasidicht; auf dem Plage hinter dem Gattlerhof löstete ein Tagelöhner Kaff für die Stulleute.

„Baumweise über die Stodwerke verteilt, verhandeln die Zimmerleute das Ansehen des Ansehens, die Arbeiter Müllers und Gänge. Dabei konnten sie ungenutzt über den Streit in Reulicht sprechen; das war das Schöne an der Sache.“

Der Herr gab Inappe Würde und forderte dafür gute Arbeit — nun ja, ihm würde ja auch von dem Kapitalisten auf die Finger gehen. Von Müller, der eigentlich selbst tot angeschrieben war, war nichts zu befürchten. Man richteten sie in seiner Gegenwart die Streitenden, die den Meistern zu entscheiden auf den Leib gerichtet waren. Sie erwarteten Befehl von dem Manne, der einst selbst mit an der Spitze der Organisation gestanden.

Aber Müller stellte sich taub. Der Kampf war ihm sehr unbehagen. Der letzte recht! Willst dich die Gefellen, vielleicht, durch das Wohlfaßt geistreiche Feuer des Massenkampfes würde die Wohlfabri Sundertor von Familien in Mäud aufgehen. Reiz, in der guten Saison, lagen die Bauteile still, während mit einem wenig Nachgeben auf beiden Seiten der Kampf hätte vermieden werden können. Aber er wollte mit seinen Reuten über diese Dinge nicht streiten; die Leute waren so einseitig!

Am Sonnabend morgen — das fünfte Stodwerk ging zu Ende — fiel ihm, als er einen Gang durch das Stodwerk machte, in dem die Bruttoe Erbsen, die Müllers, arbeiteten, das mühtige ihre Arbeit verrichtete. Er stellte sich die Frage gegenüber auf und versorgte aufmerksamer dessen Bewegungen.

„Lucas ist heute noch Reulicht“, brach dieser endlich das Schweigen, „es soll schlimm werden.“

„Was ist das, wenn du auf den Baen um; der Grimm des Mannes besag sich also nicht auf die Arbeit bei Branden.“

„Wenn wir verlieren — dann Gnade ihnen Gott, wenn wir einmal die Macht trigen!“ drohte Rita. „Man gönnt uns nicht einmal die Heilste Verschönerung.“

„Was ist dir unterm ergrünen Beifen“, spottete die „Rat“; „das ist dir schon so oft gesagt worden, und noch immer hält du es nicht lapier.“

„Nah die einfältigen Wäse; einen Lohn von 35 Pf. finden die Meister, ich hoch; wenn du diesen fünfundsiebzig Stunden geldwert hoch, bekommt du zwanzig bare Mark in die Hand. — Was Meiß Geld, was?“

„Mein, Viet Grutter“, sagte Genreiz unwillig, „die Sache ist nicht so einfach. Wegen der paar Pfennige würden die Meister nicht fräuden, aber wo ist die Grenze? Mir kommt doch immer mehr. Indergens, ich kümmerte mich nicht um die Gade.“

(Fortsetzung folgt.)

2. Beilage zum Volksblatt.

Nr. 164

Halle a. S., Sonntag den 16. Juli 1911

22. Jahrg.

Halle und Saalkreis.

Halle a. S., den 15. Juli 1911.

Wenn die Polizei an den Unrechten kommt.

Ein Privatstimmum für die Polizei, das seine Wirkung offensichtlich nicht verhehlen wird, hielt in der letzten Schöffengerichtssitzung ein hiesiger Justizrat. Die Polizei hätte nämlich, wie das ab und zu geschieht, wieder einmal einen Mißgriff gemacht. Kein Wunder, wenn die Polizei daran gewöhnt wird, mit Protestanten nicht wahllos umspringen, daß sie dann auch einmal dazu übergeht, eine kleine Anzahl auf bessere Bürger zu unternehmen, wobei sie dann jenseits einen sehr schweren Stand hat. Vorrecht und Pflichtenstellung bedingen es nun einmal, daß die „höheren Volksschichten“ immer besser abschneiden. Wir bekämpfen dieses System, das seinerzeit am prägnantesten in einem hiesigen Studentenprozeß durch die unversehrlichen Worte eines Polizeibeamten an Gerichtsstelle zum Ausdruck kam: „Wären es Arbeiter gewesen, dann hätten wir mit der Klinge drohen müssen; es waren aber Studenten und da mußten wir Rücksicht haben.“

Es war eine Bagatelle, die zur Anklage stand, ein lumpiger kleiner Unfug, der sich hier oft in jeder Nacht ereignet, der aber recht eigenartige Begleiterscheinungen zeigte. Unter Anklage stand ein 33jähriger Eisenbahnbefahrer E. S., der in der Nacht zum 30. April auf dem Marktplatz großen Unfug verübte und während der Amtshandlung des Polizeibeamten S. folgen laut geschimpft haben sollte. Mehrere Oberbeamte kamen in jener Nacht von einer Festlichkeit und gingen gegen 1 1/2 Uhr über den Marktplatz, um im Café Marktschloß noch eine Tasse Kaffee zu trinken. Sie wußten natürlich ganz ruhig gewesen sein und sich durchaus anständig betragen haben, was man allerdings, nach dem, was der Polizeibeamte angab, bezweifeln konnte. Der Polizeibeamte, der auf sie aufkam, rief: „Meine Herren, benehmen Sie sich anständig, tun Sie sich nicht groß; ich kenne Sie. Sie sind Beamte.“ — „Nein man sich über den Ton nicht so sehr auf; Arbeiter müssen unter solchen Umständen ganz andere Töne hören. Wir haben keinen Anlaß, für die Oberbeamten eine Kanne zu brechen und räumen dem Polizisten — gewohnt an solches Vorgehen — gern ein, daß er gläubig, berechtigt zu handeln. Die Beamten verhalten sich das Vorgehen aber mit Unzufriedenheit und der „Angeklagte“ E. S., der an der Sache allerdings unschuldig war wie ein Lamm, trat dem Polizisten mit den Worten entgegen: „Meinen Sie mich?“ — Nun war die Gemütslage völlig aus. Die ein „gewöhnlicher Wahlrechtsdienstant“ wurde der Oberbeamte von dem Unterbeamten aufgefordert, sich zu legitimieren, und es gab einen lauten Wortwechsel, der dann die auch nachsichtsvollere „Wahlrechtsdienstant“ heranlockte. Der Herr Oberbeamte war vernünftig und bot dem Polizeibeamten die beste Legitimation, die es nur gab, in der Person E. S. an. Dies genigte aber dem Mann des Gesetzes, der vorher gerufen hatte, „ich kenne Sie. Sie sind Beamte“, noch nicht. Er verlangte auch zu wissen, wo der Mann wohne. — „Nein, so gerade wie uns gegenüber. Ohne Schandenrede zu empfinden, tut es unsreeren Herzen wohl, wenn auch Oberbeamte einmal mit solchen Polizeibeamten zusammentreffen.“

Es folgte noch ein Wortwechsel und dann das übliche: „Kommen Sie mit zur Wache.“ Der Oberbeamte war kühl und wir sind nicht minder kühl über diese „Unparteilichkeit“ des Polizeibeamten. Genau wie ein Wahlrechtsdienstant — nur die Rolle schloß — wurde der Beamte, der seelenergnüht von seiner Festlichkeit kam, nach der Wache geführt. Der Siffriste merkte sich die Nummer des Polizisten und erklärte auf der Wache, er werde sich über das Vorgehen bei Wehmann beschweren. — Das war wohl gemerkt der erste Akt in der Nacht vom 30. April. — Der zweite Akt spielte am 31. Mai — also über vier Wochen später. — Da endlich kam die Strafbefugung für den „Kleinmissetäter“. Der Oberbeamte war kühl und wir sind nicht minder kühl über diese „Unparteilichkeit“ des Polizeibeamten. Genau wie ein Wahlrechtsdienstant — nur die Rolle schloß — wurde der Beamte, der seelenergnüht von seiner Festlichkeit kam, nach der Wache geführt. Der Siffriste merkte sich die Nummer des Polizisten und erklärte auf der Wache, er werde sich über das Vorgehen bei Wehmann beschweren. — Das war wohl gemerkt der erste Akt in der Nacht vom 30. April. — Der zweite Akt spielte am 31. Mai — also über vier Wochen später. — Da endlich kam die Strafbefugung für den „Kleinmissetäter“. Der Oberbeamte war kühl und wir sind nicht minder kühl über diese „Unparteilichkeit“ des Polizeibeamten.

hat die Polizei den Sachverhalt meiner Verwaltung mitgeteilt, um mich bei meiner vorgetragenen Behörde in Mitleidenschaft zu bringen. Ich war gewohnt, bei einmal in öffentlicher Verhandlung zu erklären, was notwendig ist. Wie bekannt, die in jener Nacht bei mir waren, empfanden das Vorgehen des Polizeibeamten als unerhört. Die gelobten Entlassungsgeugen bestätigten dies auch. Der Polizeibeamte habe sein Recht zum Einschreiten gehabt, denn es sei ruhig vorgegangen und nicht geschimpft worden. Ein Anlauf sei nicht entstanden, als der Polizeibeamte einschritt. — Wie gewöhnlich. — Der als einziger Beschuldigte auftretende Polizeibeamte war natürlich erst dann durchdrungen, durchaus berechtigt gehandelt zu haben. Er bewies als Junge auch seine Unparteilichkeit. Er nannte den Angeklagten kurzweg E. S. und ließ das Verdikt „Herr“ — wie wir es bei Verhandlungen gegen Arbeiter gewohnt sind — fort. Der verteidigende Justizrat rügte das mit Recht und meinte, das sei nicht der Angeklagte E. S., sondern „Herr E. S.“. — Offen wir, daß der „gute Ton“ in den Gerichtshöfen auch weiterhin gepflegt wird. Der Polizist mußte ausgeben, daß der Angeklagte sofort seinen Namen genannt hat; er will aber mit ihm auf dem Marktplatz erst 1/2 Stunde „rumgeriert“ haben. Die übrigen Zeugen sagten nichts anders aus.

Dem Anwalt soll die Sache nicht viel Freude zu machen. Denn Vorbeeren waren für die Polizei nicht zu holen. Er beantragte Freisprechung.

Geschenkt wurde der Polizei aber nichts. Der Herr Justizrat hielt Abrechnung. Und seine Worte wogen um so schwerer, weil er kein Blödmann mit einer kleinen Verbeugung vor der Polizei einleitete. Man lese: „Ich vernehme die Schwierigkeit der Strafverurteilung nicht. Aber die Polizei muß sich halten, an dem Unrecht zu bestehen, und im vorliegenden Falle ist sie an den Hals gekommen. Ein Maß, der den Deutschen in im Auslande legitimieren soll, genügt einem Beamten der hiesigen Polizei nicht, zur Verfolgung eines angeklagten Unfuges. — Ein Maß, der nachweislich, welche Augen, was für eine Nase und was für Gesichtszüge ein Mensch hat. Nicht eine Spur von Mitleid hatte der Beamte dazu, den Oberbeamten nach der Wache zu bringen. Es liegt hier ein ganz trauriger Fall unrechtmäßiger Ausübung des Amtes vor. Und dann noch die Angeklagte. Weshalb geschah sie so spät. Der „Angeklagte“ hatte sich gleich über die Polizei beschwert. Anstatt die Beschwerde zu prüfen, wandert ein Schreiben an die Ehrenhaftvervollziehung, in dem mitgeteilt wird, der „Angeklagte“ sei ein Dauerant. Und weshalb soll der „Angeklagte“ ein Dauerant sein? Weil er im Verlaufe von 16 Jahren wegen Herumtanzen seines Hundes zweimal bestraft ist. Mit welchem Recht kommt die Polizei dazu, so etwas an die vorgelegte Behörde des Angeklagten zu berichten? Aber daraus erklärt sich die Verzögerung des Strafmandats. Hiermit hat die Polizei die Strafverurteilung nicht aus sachlichen Erwägungen, sondern aus Hegelei über die Beschwerde gemacht. Der Oberbeamte füßt sich durch das Wort „E. S.“ ruhig und seine vorgelegte Behörde hat ihm gesagt, er sei beschuldigt, sich der Polizei gegenüber strafredlich und moralisch zu reinigen. Und das soll durch die Freisprechung geschehen. — Das waren Worte, von denen man im Polizeigebäude sagen wird, sie gefallen uns nicht.“

Die Beratung des Gerichts war sehr kurz und das Urteil lautele, wie zu erwarten war, auf Freisprechung. In der Weitebegründung hieß es, das Gericht habe sich nicht mit der Frage zu beschäftigen gehabt, ob die Polizei ein Verschulden trifft. Dem Angeklagten freile aber nicht das geringste Verschulden, auch wenn man den Angaben des Polizisten in jedem Worte Glauben schenkt. Der Angeklagte habe keinen großen Unfug verübt.

Nicht hoch die Freisprechung, sondern die ganze Aufmachung des Prozesses ist charakteristisch für „unserer“ Polizei, die doch manchmal Eckenbürger das Leben jenseits recht sauer machen kann. — Wenn man das sieht am grünen Soja — das ist der „gutegefante“ Beamte — was soll dann aus dem dürfen — das dürften wir sein — werden. Wenn die Polizei schon über einen „mildebige“ gewordenen Oberbeamten an die vor-

gesetzte Behörde Bericht erstattet, was kann man dann erst bezüglich „politisch anständig“ gewordener Arbeiter vermuten. Die Polizei wird ja solche Berichterstattung, die sicher nicht ihres Amtes ist, immer bestreiten. Im vorliegenden Falle wird sie das aber schwer fallen, denn ein Justizrat dürfte solche Behauptung doch nicht unbegründet aufstellen. Wenn uns auch der Prozeß keine Freude macht, so berührt es doch immerhin ganz angenehm, daß die Polizei mit ihrem schmeiglichen Vorgehen einmal an den Unrechten gekommen ist. Gern man den Fall der Oberbeamten wäre ein Arbeiter gewesen. Jem könnte kein Justizrat zur Verfügung, der im Gerichtshof hätte so „herber“ Worte sagen können. Der „unangenehmere Protokoll“ hätte jedenfalls noch einiger Aufregung das Strafmandat besetzt und die Polizei hätte eine gerechtfertigte „Anzeige“ mehr in ihrem Aktenregister gehabt. Das gerade ist aber das Empörende an der Sache, daß der Arbeiter wegen seiner Mittellofigkeit sein Recht schwerer finden kann. Denn der kann um 8 Mark sich so viele Scherereien machen und gegen eine Polizei zu Felde ziehen, die so hart gefestigt aufricht. Die kleine unbedeutende Unzufriedenheit kennzeichnet so die Gleichheit der Staatsbürger außerordentlich deutlich.

Historischer Tageskalendar für Halle.

1470. Die Vorüberfeste wird vollendet.

Aus dem Jahrbuch der Zentralbibliothek.

Wider Erwarten glänzend schloß das erste Geschäftsjahr unserer Zentralbibliothek ab. Die hiesigen Freigewerbeten Ende 1910 darauf hin, die schon im Katalog vorliegenden Zeilung zu vollziehen und eine zweite Ausgabe des im Jahre 1911 wurde diese Stelle erfüllt, und die sonstige harte Benutzung dieses über 100, wenngleich. Allerdings machte sich gleichzeitig auch eine größere Aufschwung an Büchern und Zeitschriften, so daß wir am Jahresabschluss mit einer Unterbilanz zu rechnen haben, die aber durch die Beiträge im Laufe dieses Jahres noch wettgemacht werden kann. Gern hätte die Kommission mehr geboten, aber mit den beschriebenen Mitteln heißt es eben haushalten. Das die vorhandenen Bestände aber vollständig noch reichhaltig genug sind, beweist uns die fortwährende Steigerung der Verleasch und der Entleerungen. Wurden doch in diesem Jahre von insgesamt 14 682 Besuchern 18 122 Bücher entliehen gegen 5522 Besucher und 6510 Entleerungen des Vorjahres. An derselben Zeit stieg der Verleasch von 570 Rezensionen auf 1288. Dabei ist zu bemerken, daß die Bücher auf die Statuten der Ermahnungen entfallen, also in die Verleasch nicht einbezogen sind. Folgende Tabellen veranschaulichen die Benutzung der Bücher.

Es wurden entliehen:

Monat:	Aus Verleasch:											Summa:
	A	B	C	D	E	F	G	H	I	J	K	
Juli 3. September 1910	219	241	280	30	1200	155	49	354	37	2184	286	2184
Oktober 1910	305	293	379	65	2000	454	39	428	77	4102	—	4102
November 1910	401	332	361	120	2204	121	138	724	101	7567	—	7567
Dez. bis Juni 1911	222	285	301	60	1029	8	30	429	61	4229	—	4229
1910/1911 Summa:	1147	1277	1471	274	6572	543	209	1094	276	19122	—	19122

Im Durchschnitt sind also sämtliche Bücher rund 6 mal aus gegeben worden.

Der Bücherbestand war:

Monat:	In Abteilung:											Summa:
	A	B	C	D	E	F	G	H	I	J	K	
1. Juli 1910	688	211	412	139	618	42	183	304	111	2708	286	2708
30. Juni 1911	719	258	476	161	2399	190	210	372	118	3343	—	3343
Wachstum:	31	47	64	22	221	148	27	68	7	635	—	635

Abteilung A: Belletristik und Geschichtsliteratur; B: Fachliche, Wissenschaftliche, Belletristik; C: Religion, Philosophie; D: Roman, Novellen; E: Jugendliteratur; F: Künstler, Gelehrte; G: Sammelwerke; H: Zeitschriften, Gesetze, Verordnungen.

Die Tätigkeit der Kommission veranschaulicht am besten folgende Tabelle:

Grosser

Saison-Räumungs-Verkauf.

Nur noch wenige Tage

dauert unser grosser Saison-Räumungs-Verkauf. Ohne Rücksicht auf den früheren Wert sind bedeutende Warenposten, sowie Reste und Restbestände in allen Abteilungen unserer umfangreichen Warenlager ganz erheblich, oft über die Hälfte im Preise zurückgesetzt und bieten dadurch ganz enorme Vorteile.

Brummer & Benjamins

Grosse Ulrichstrasse 22/23.

Datum	Einnahme	Zahl der Mitglieder		Zahl der Mitglieder	Zahl der Referenten
		Neu	Abg.		
1. Sept. 1910	11	26	1183	1131	2314
1. Okt. 1910	12	26	1572	1470	3442
1. Nov. 1910	12	26	2329	2283	5667
1. Dez. 1910	12	26	2829	2783	6411
1. Jan. 1911	11	26	3436	3390	7226
1. Febr. 1911	11	26	4136	4090	8316
1. März 1911	11	26	4836	4790	9406
1. April 1911	11	26	5536	5490	10496
1. Mai 1911	11	26	6236	6190	11586
1. Juni 1911	11	26	6936	6890	12676
1. Juli 1911	11	26	7636	7590	13766
1. Aug. 1911	11	26	8336	8290	14856
1. Sept. 1911	11	26	9036	8990	15946
1. Okt. 1911	11	26	9736	9690	17036
1. Nov. 1911	11	26	10436	10390	18126
1. Dez. 1911	11	26	11136	11090	19216
1. Jan. 1912	11	26	11836	11790	20306
1. Febr. 1912	11	26	12536	12490	21396
1. März 1912	11	26	13236	13190	22486
1. April 1912	11	26	13936	13890	23576
1. Mai 1912	11	26	14636	14590	24666
1. Juni 1912	11	26	15336	15290	25756
1. Juli 1912	11	26	16036	15990	26846
1. Aug. 1912	11	26	16736	16690	27936
1. Sept. 1912	11	26	17436	17390	29026
1. Okt. 1912	11	26	18136	18090	30116
1. Nov. 1912	11	26	18836	18790	31206
1. Dez. 1912	11	26	19536	19490	32296
1. Jan. 1913	11	26	20236	20190	33386
1. Febr. 1913	11	26	20936	20890	34476
1. März 1913	11	26	21636	21590	35566
1. April 1913	11	26	22336	22290	36656
1. Mai 1913	11	26	23036	22990	37746
1. Juni 1913	11	26	23736	23690	38836
1. Juli 1913	11	26	24436	24390	39926
1. Aug. 1913	11	26	25136	25090	41016
1. Sept. 1913	11	26	25836	25790	42106
1. Okt. 1913	11	26	26536	26490	43196
1. Nov. 1913	11	26	27236	27190	44286
1. Dez. 1913	11	26	27936	27890	45376
1. Jan. 1914	11	26	28636	28590	46466
1. Febr. 1914	11	26	29336	29290	47556
1. März 1914	11	26	30036	29990	48646
1. April 1914	11	26	30736	30690	49736
1. Mai 1914	11	26	31436	31390	50826
1. Juni 1914	11	26	32136	32090	51916
1. Juli 1914	11	26	32836	32790	53006
1. Aug. 1914	11	26	33536	33490	54096
1. Sept. 1914	11	26	34236	34190	55186
1. Okt. 1914	11	26	34936	34890	56276
1. Nov. 1914	11	26	35636	35590	57366
1. Dez. 1914	11	26	36336	36290	58456
1. Jan. 1915	11	26	37036	36990	59546
1. Febr. 1915	11	26	37736	37690	60636
1. März 1915	11	26	38436	38390	61726
1. April 1915	11	26	39136	39090	62816
1. Mai 1915	11	26	39836	39790	63906
1. Juni 1915	11	26	40536	40490	64996
1. Juli 1915	11	26	41236	41190	66086
1. Aug. 1915	11	26	41936	41890	67176
1. Sept. 1915	11	26	42636	42590	68266
1. Okt. 1915	11	26	43336	43290	69356
1. Nov. 1915	11	26	44036	43990	70446
1. Dez. 1915	11	26	44736	44690	71536
1. Jan. 1916	11	26	45436	45390	72626
1. Febr. 1916	11	26	46136	46090	73716
1. März 1916	11	26	46836	46790	74806
1. April 1916	11	26	47536	47490	75896
1. Mai 1916	11	26	48236	48190	76986
1. Juni 1916	11	26	48936	48890	78076
1. Juli 1916	11	26	49636	49590	79166
1. Aug. 1916	11	26	50336	50290	80256
1. Sept. 1916	11	26	51036	50990	81346
1. Okt. 1916	11	26	51736	51690	82436
1. Nov. 1916	11	26	52436	52390	83526
1. Dez. 1916	11	26	53136	53090	84616
1. Jan. 1917	11	26	53836	53790	85706
1. Febr. 1917	11	26	54536	54490	86796
1. März 1917	11	26	55236	55190	87886
1. April 1917	11	26	55936	55890	88976
1. Mai 1917	11	26	56636	56590	90066
1. Juni 1917	11	26	57336	57290	91156
1. Juli 1917	11	26	58036	57990	92246
1. Aug. 1917	11	26	58736	58690	93336
1. Sept. 1917	11	26	59436	59390	94426
1. Okt. 1917	11	26	60136	60090	95516
1. Nov. 1917	11	26	60836	60790	96606
1. Dez. 1917	11	26	61536	61490	97696
1. Jan. 1918	11	26	62236	62190	98786
1. Febr. 1918	11	26	62936	62890	99876
1. März 1918	11	26	63636	63590	100966
1. April 1918	11	26	64336	64290	102056
1. Mai 1918	11	26	65036	64990	103146
1. Juni 1918	11	26	65736	65690	104236
1. Juli 1918	11	26	66436	66390	105326
1. Aug. 1918	11	26	67136	67090	106416
1. Sept. 1918	11	26	67836	67790	107506
1. Okt. 1918	11	26	68536	68490	108596
1. Nov. 1918	11	26	69236	69190	109686
1. Dez. 1918	11	26	69936	69890	110776
1. Jan. 1919	11	26	70636	70590	111866
1. Febr. 1919	11	26	71336	71290	112956
1. März 1919	11	26	72036	71990	114046
1. April 1919	11	26	72736	72690	115136
1. Mai 1919	11	26	73436	73390	116226
1. Juni 1919	11	26	74136	74090	117316
1. Juli 1919	11	26	74836	74790	118406
1. Aug. 1919	11	26	75536	75490	119496
1. Sept. 1919	11	26	76236	76190	120586
1. Okt. 1919	11	26	76936	76890	121676
1. Nov. 1919	11	26	77636	77590	122766
1. Dez. 1919	11	26	78336	78290	123856
1. Jan. 1920	11	26	79036	78990	124946
1. Febr. 1920	11	26	79736	79690	126036
1. März 1920	11	26	80436	80390	127126
1. April 1920	11	26	81136	81090	128216
1. Mai 1920	11	26	81836	81790	129306
1. Juni 1920	11	26	82536	82490	130396
1. Juli 1920	11	26	83236	83190	131486
1. Aug. 1920	11	26	83936	83890	132576
1. Sept. 1920	11	26	84636	84590	133666
1. Okt. 1920	11	26	85336	85290	134756
1. Nov. 1920	11	26	86036	85990	135846
1. Dez. 1920	11	26	86736	86690	136936
1. Jan. 1921	11	26	87436	87390	138026
1. Febr. 1921	11	26	88136	88090	139116
1. März 1921	11	26	88836	88790	140206
1. April 1921	11	26	89536	89490	141296
1. Mai 1921	11	26	90236	89190	142386
1. Juni 1921	11	26	90936	89890	143476
1. Juli 1921	11	26	91636	90590	144566
1. Aug. 1921	11	26	92336	91290	145656
1. Sept. 1921	11	26	93036	91990	146746
1. Okt. 1921	11	26	93736	92690	147836
1. Nov. 1921	11	26	94436	93390	148926
1. Dez. 1921	11	26	95136	94090	150016
1. Jan. 1922	11	26	95836	94790	151106
1. Febr. 1922	11	26	96536	95490	152196
1. März 1922	11	26	97236	96190	153286
1. April 1922	11	26	97936	96890	154376
1. Mai 1922	11	26	98636	97590	155466
1. Juni 1922	11	26	99336	98290	156556
1. Juli 1922	11	26	100036	98990	157646
1. Aug. 1922	11	26	100736	99690	158736
1. Sept. 1922	11	26	101436	100390	159826
1. Okt. 1922	11	26	102136	101090	160916
1. Nov. 1922	11	26	102836	101790	162006
1. Dez. 1922	11	26	103536	102490	163096
1. Jan. 1923	11	26	104236	103190	164186
1. Febr. 1923	11	26	104936	103890	165276
1. März 1923	11	26	105636	104590	166366
1. April 1923	11	26	106336	105290	167456
1. Mai 1923	11	26	107036	105990	168546
1. Juni 1923	11	26	107736	106690	169636
1. Juli 1923	11	26	108436	107390	170726
1. Aug. 1923	11	26	109136	108090	171816
1. Sept. 1923	11	26	109836	108790	172906
1. Okt. 1923	11	26	110536	109490	173996
1. Nov. 1923	11	26	111236	110190	175086
1. Dez. 1923	11	26	111936	110890	176176
1. Jan. 1924	11	26	112636	111590	177266
1. Febr. 1924	11	26	113336	112290	178356
1. März 1924	11	26	114036	112990	179446
1. April 1924	11	26	114736	113690	180536
1. Mai 1924	11	26	115436	114390	181626
1. Juni 1924	11	26	116136	115090	182716
1. Juli 1924	11	26	116836	115790	183806
1. Aug. 1924	11	26	117536	116490	184896
1. Sept. 1924	11	26	118236	117190	185986
1. Okt. 1924	11	26	118936	117890	187076
1. Nov. 1924	11	26	119636	118590	188166
1. Dez. 1924	11	26	120336	119290	

Zigarren:
 Ich verleihe loco neg. Nachn.
 100 St. 6 St. - Ziga. Perico 22.8.90.
 100 St. 8 St. - Ziga. Manzanillo 22.5.90.
 100 St. 8 St. - Ziga. Sumatra 22.5.90.
 100 St. 8 St. - Ziga. Borsenland
 22.5.90. 100 St. 10 St. - Ziga. Su-
 matra 22.6.70 auf 22.27. - alles
 in hervorrag. gut gelagert. Kauf.
 S. Gamm. Halle a. S. Weichstr. 5.
 Gogr. 1887.

Aktuell.
Die Sozialpolitik der Sozialdemokratie.
 Eine sehr zeitgemäße und wertvolle Broschüre des Halleischen Arbeiterkreises Friedrich Reichs.
 Jeder Arbeiter muß diese aufklärende Arbeit in eigenen Interesses lesen.
 Preis nur 25 Pfennig.
 Zu beziehen durch alle An-
 träger und durch die
Volksbuchhandlung,
 Halle a. S. Gang 42/43.

Auf Teilzahlung
 erhalten Sie Herren- und Damen-
 Hüten und Ketten, Regulatoren,
 Schmutzfäden, Wulstwerke und
 Sirenaparate, Näh- u. Dring-
 maschinen, Teppiche, Steppdecken,
 Herren- u. Kind-Läden.
 Göttingerstr. 1. p. r.
 M. Thiele, Cde u. Buchererstr.
Hygienische Zahnbürsten
 mit Luftdurchzug bei
C. F. Ritter,
 Leipzigerstrasse 90.

Möbelfabrik und Magazin
31 Floischerstrasse 31.
 Empfehle mein großes Lager
 anerkannt gut, solid gearbeiteter
Möbel- und Polsterwaren,
 der Zeit ampassend, zu billigen
 Preisen.
H. Bergmann, Tischlermeister.

Thüringer Landbrot
 von August Lux, Tagewerben.
 Verkaufsstellen: Leipzigerstr. 12, Eingang Sandberg; 10 % Rab.
 Ludwigsstr. 3.

Haben Sie schon meinen vorzüglichen
Medizinal-Eiweiß-Phosphor-Zwieback
 probiert?
 Medizinisch gerühmt empfohlen.
 - Patentamtlich geschützt. -
Allein-Hersteller: Paul Rost, Breststr. 33.
 Fernruf 3660.
 Verkaufsstellen: Ernst Schnabel, Steinweg 45.
 Franz Richter, Muenzenstr. 2.
 Arthur Rost, Labenbergstr. 60.
 K. Gräbner, Breitekr. 14.

Geschichte der Revolutionen
 Vom niederländischen Aufstand bis zum
 Vorabend der französischen Revolution
 Von Dr. A. Conrady.
 Reich illustriert mit Bildern und Dokumenten
 aus der Zeit :: Erscheint in 50 Lieferungen
 à 20 Pfennig :: Probenummern kostenlos
 Bestellungen
 nehmen alle Zeitungsträger entgegen sowie
Die Volksbuchhandlung,
 Satz 42/43.

Mein
Inventur-Räumungs-Ausverkauf
 dauert nur noch kurze Zeit.

3 Serien	Damen-Wäsche	bestehend aus Hemden, Beinkleidern und Nachtjacken	145	125	95 Pf.
2 Serien	Damen-Schürzen	1a Leinen tm., neueste Fassons, gar. waschecht	175	125	
1 Posten	Betttücher	schwere Ware, mit Bordüre, selten billig, hell und dunkelgrau	88		Pf.
2 Serien	Madapolam-Stickereien	verschiedene Breiten, Kupon 4 1/2 Meter	110	95	Pf.
1 Posten	Schwarze Samt-Gummi-Gürtel	aparte Schliessen	75		Pf.
1 Posten	Schwarze Damen-Strümpfe	deutschlang, mit Patentschaft Paar	35		Pf.
1 Posten	Herren-Socken	kräftige, haltbare Ware	32		Pf.
2 Serien	Spitzen und Einsätze	verschiedene Breiten, riesige Auswahl-Meter	12	7	Pf.
2 Serien	Gestreifte Damen-Unterröcke	reich garniert, Volant	125	98	Pf.
1 Posten	Axminster-Bettvorleger	grösste Auswahl	98		Pf.
1 Posten	Musselin	teilweise mit Bordüren, hell und dunkel	Meter	24	Pf.
1 Posten	Knaben-Schürzen	hell und dunkel, garantiert waschecht	Stück	48	Pf.
1 Posten	Mädchen-Schürzen	verschiedene Stoffe und Fassons	Stück	75	Pf.
1 Posten	Tüll-Stoffe	für Einsätze und Blusen passend	Meter	95	Pf.
1 Posten	Schwarze Alpaka-Haushalt-Schürzen	mit Volant u. Tasche, Stück	98		Pf.

Um mein riesiges Lager zu räumen, habe ich die Preise
 in ganz bedeutend
 Herren-, Burschen- und Knaben-Konfektion herabgesetzt.

Kaufhaus Alex Michel, Halle a. S.
 Mitglied des Rabatt-Spar-Vereins.

Preise auffallend billig!

Trotzdem noch auf alle Waren
50%!
 in Rabattmarken.

Eine seltene Kaufgelegenheit!!!

Künstliche Zähne 1.50 Mark an
 Garantie für Haltbarkeit. schmerzlos. Gebisse von 1 Mark an. Reparatur zerbrochener Gebisse von 1 Mark an.
Schmerzloses Plombieren
 Soweit möglich **schmerzloses Zahnziehen**
1.00 Mk. und 1.50 Mk.
Amerikanische Zahnpraxis „Britannia“
 Leipzigerstr. 66, Eing. d. Braubausstr.
Teilzahlung 1 Woche 1 Mk. Krankenkassen Rabatt.

Jede Mutter bewahre ihr Kind vor
Skropheln, engl. Krankh., Ausschlag durch Eingeben von
Medicinal-Lebertran-Emulsion.
 Bestes Blutreinigung- u. Stärkungsmittel.
 Wohl erleichtert das Zahnen, Flasche 1 Mk. und 2 Mk.
Mux Räder, beste Zahnräder
Zu Verlosungen empfehle
Blatt- und blühende Pflanzen
 100 Stk. 25. in best. Umhüll.
Trauergegenstände
 in bester Ausführung billig frei Haus. Fernsprecher 25.
H. Dierck, Schmiedestr. 25.
 Ammerbeck, Weinbofstr. 9.

Richtiges Gewicht! Billige Preise!
 Erste Qualitäten!
 Naßpreßsteine, Grudekoks, Rohkohlen,
 Herdkohlen, Plattkohlen, Schmiedekohlen,
 Hüttenkoks, Gaskoks, Brennholz,
Saale-Briketts.
Hallescher Kohlenhof
 Walter Trolle
 Delitzscherstrasse 81. Telephon Nr. 1439.

Unsere geübte Kundheit suchen wir eben so sehr wie
 dringend, die **kleinen Rabattmarken gegen
 größere Klebmarken umzutauschen,**
 da nur die ersten in den durch die erforderliche Zahl von 60 Mark
 vollgeklebten Büchern gegen den entsprechenden Betrag von 6 Mark
 eingelöst werden.
 In unseren sämtlichen Filialen, den sämtlichen Geschäftshäusern
 der Firma F. H. Krause und bei den Kaufhäusern sind
 Bücher erhältlich und sind genannte Geschäftse ausgewiesen, den Um-
 tausch der Marken zu vollziehen.
 Bei dieser Gelegenheit empfehlen wir angelegentlich unser, auf
garantiert reinem Roggenmehl hergestelltes
wohlschmeckendes Best.
Gebrüder Schubert,
 Fernsprecher 675. Dampfrot-Fabrik, Hirschburgerstr. 182.

Norddeutsches Schokoladenhaus
 Geiststrasse 23, Neue Promenade 16,
 Magdeburgerstrasse 63.
 Momentan ca. 70 eigene Geschäfte.
 Achten Sie, bitte, auf unsere Ausstellung
 im Fenster, unsere Ware und unsere
: herabgesetzten Preise! :
 Unser Hauptprinzip: Stets frische Ware.
 Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Papier- u. Pappenabfälle
 kaufen jeden Sonntag
 St. Braubausstr. 20. Mergens, Schlachtest.
 Sonnabend: Emil Eckardt,
 Braubausstr. 20.

Hoch vom Dach herab
 pfeifen die Spatzen, dass
Seifol
 das moderne, selbsttätige, völlig unschädliche Waschmittel
 auch das beste ist,
 dabei im Preis und Gebrauch billig.
Preis pro 1/4 Pfund nur 50 Pfg.
 " 1/2 " " 25 "
 in Original-Packungen, überall zu haben.
 Oelwerke J. E. De Krays, Bismarck.
 Fabriken: Emmerich, Termonde, Baeerde,
 Wien, Olten.
 General-Vertrieb und Lager:
Adolf Heizappel, Leipzig,
 Königstrasse 12. Telephon 1211.

Unterhaltungs-Blatt

Beilage zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

Nr. 31.

Sonntag, 16. Juli

1911

Mittagsglut.

Von Karl Stieler.

**Ins Dickicht ist das Wild gezogen,
Der Vogel schweigt im Fichtenbaum,
Am Reich der Blumen festgezogen,
Regt sich der Schwarm der Timmen kaum.**

**Stumm ist das All — die Wäldermassen,
Die Felsen sind in Blau getaucht;
Die fatten Gluten, sie erfassen
Mit ihrer Kraft, was webt und haucht.**

**Und doch, in dieser heißen, stummen
Lichtglut — wie klingt es leise hin,
Durch süßen Flimmer süßes Summen:
Das sind des Mittags Melodien.**

**Und sonst kein Laut, kein Hauch, kein Schatten;
Ein Weib nur, der im Blau sich wiegt,
Goldlicht-umflaest ruhn die Matten
Und länschen — wie die Sonne steigt!**

Eingeschlossene Tiere.*

Von Max Dauthendey.

Esthe, die Tochter des englischen Botanikers Hofeshoe, war in Indien, in Kalkutta, geboren und sollte jetzt in ihrem sechzehnten Lebensjahr für immer mit ihrem Vater nach England zurückkehren. Esthe war an Indien angewachsen, wie eine Koralle am Meeresgrund. Sie versuchte auf alle erdenkliche Weise einen Grund zu finden, um in Indien zurückbleiben zu dürfen. Sie versiel, wie junge, hartnäckige Mädchen leicht tun, auf das Resoluteste und das in ihren Augen Einfachste: sie wollte sich von einem jungen Indier entführen lassen.

Zu Hause waren bereits alle Zimmer geleast, alle Kisten zugenagelt, alle Koffer zugeschnallt, und Esthe wohnte mit ihrem Vater während der letzten Nächte im Grand-Hotel von Kalkutta.

Es war Sonntag, und am Montag wollten Vater und Tochter den Schnellzug nach Bombay nehmen, um dort den Dampfer der R- und O-Linie zu erreichen und sich nach Southampton einzuschiffen.

Es ist Sonntagnachmittag. Der Frühjahrssturzregen hat aufgehört, die Rasenerde des riesigen Maidanplatzes vor dem Hotel hat alle Pfützen und Wasser schnell verschluckt, die Sonne blizt wie nagelneu am Himmel, und die Damen im Hotel erscheinen mit den ersten Frühlingsstrophhüten der Londonsaison auf dem Kopfe.

Der Botaniker Hofeshoe schrieb auf einer Schreibmaschine im Lesesaal des Hotels seinen letzten botanischen Bericht für die Kalkutta-Times, und Esthe sagte über die Schulter ihrem Vater, daß sie noch eine Radtour um den Maidan machen würde.

Sie fuhr ein paar Minuten später auf dem vernickelten, blühenden Rad um den mehrere Kilometer großen, festen, freien Rasenplatz, den Kopf gebückt und in die Luft geböhrt wie eine hitzige Hummel. Bei einer großen Allee bog sie scharf und energisch um die Ecke und flog unter den Bäumen hin, zum zoologischen Garten. Dort war soeben das Sonntagsnachmittagskonzert beendet, hohe Equipagen kamen Esthe in langen Reihen entgegen. Das junge Mädchen vermied es, aufzusehen,

*) Aus den bei Albert Langen-München erschienenen Asiatischen Novellen von Max Dauthendey.

um nicht Bekannte grüßen zu müssen. Sie ließ ihr offenes Haar wie eine Rasende im Winde wehen und jagte wie ein Spul an der Wagenkette vorüber.

Die weißgekleidete Regimentsmusik verließ soeben mit ihren blühenden Messinginstrumenten den Garten, als Esthe am großen Gittertor vom Rade sprang. Der Portier des zoologischen Gartens kannte Esthe; sie war täglich hier in dem mächtigen Park, wo die roten Dächer der Tierhäuser unter dem bläulichen Grün der Königspalmen und der Kasuarinenbäume wie rote Zelte leuchteten.

Der indische Portier lächelte täglich über die hastige kleine Miß, die sich von einem der jungen Gärtnerburschen durch die Baumreihen und an den Käfigen vorbei oft lange Nachmittage begleitet ließ. Todor, der junge Gärtner, ging dann, zwei Schritte entfernt, wie ein brauner Käfer immer schweigend neben der jungen plaudernden Dame. Jebermann im Garten, alle Tierwärter und Gärtner wußten, daß der Bursche sich unter den Blicken der kleinen Miß vor Ehrfurcht, Ergebenheit und Schwärmerie wie ein Mimosenkraut zusammenrollte.

„Todor hier?“ fragte jeden Tag die kleine Engländerin und schüttelte ihr wachselondes offenes Haar vor dem uniformierten indischen Portier beim Eintritt in das Gittertor. Dabei schwang sie die kurze Reitpeitsche, die sie als Radfahrerin gegen die Hunde in der Hand hielt. Der Portier legte, lächelnd und sich tief verneigend, schweigend die rechte Hand an die Stirn und deutete mit der linken auf ein hochstämmiges Malvenbäumchen, dahinter der weißgekleidete sechzehnjährige Bursche wie eine Maus mit schwarzem Gesicht lauerte und die feuerfarbenen Blütenblätter der Malvenköpfe am Bambusrohr festband. Seine Augen waren wie schwarze Papierasche und scheinbar tief versunken in die Blumenarbeit; aber seit Stunden warteten sie auf die blühhäutige junge Dame.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang schloß heute der Portier den Garten, und da das Fahrrad vom Gittertor verschwinden war, blieb er überzeugt, daß die kleine Engländerin schon heimgefahren sei. Aber Esthe war hinter den letzten Häusern des Gartens, bei dem Aquarium, versteckt geblieben.

„Ich soll morgen abreisen, Todor,“ hatte sie gesagt, „und du weißt, mein sehnlichster Wunsch war immer, einmal eine Nacht hier im Garten unter den wilden Tieren bleiben zu dürfen. Ihr Gärtner und Wärter seit auch nachts hier. Warum soll ich nicht bleiben können? Ich möchte im Finstern an den Käfiggittern entlang gehen und die Tigeraugen sehen, wenn sie grün und gelb auf mich losstürzen; die großen fliegenden Hunde, die tagsüber schlafen und kopfüber an den Bäumen hängen, möchte ich nachts aufwachen sehen und möchte sehen, wie die Schlangen sich am Glas der Aquarien elektrisch reiben. Und vor allem habe ich Appetit nach dem verruchten Gebrüll der Heulaffen, die im Mondenschein klagen sollen, als ob sie sich gegenseitig erdroffelten, und dann muß ich die Signalpfeife der großen Trompetennachtigallen kennen lernen. Habe ich die Nacht hier angenehm zugebracht und gehe morgen früh nach Hause ins Hotel, so wird es dann für meinen Vater auch zu spät, um mit dem Schnellzuge abzureisen. Dann veräumen wir das Schiff in Bombay; ich habe wieder eine Woche gewonnen, und die Abreise wird verschoben bis zum nächsten Schiff.“

Todor der Gärtnerbursche verstand mit seinen Augen, die wie brauner Honig glänzten, alles, wenn auch sein Ohr nicht jedes englische Wort begriff. Er nickte beständig; so wie man im Wasser seinem eigenen Spiegelbild zunicht, so nickte er in die Karblauen Augen des Fräuleins. Esthe hatte sich bis zur Schließung des Gartentores verrecken wollen, und Todor hatte sie in eine Tuberosenlaube geführt, die hinter dem Aquarium stand. Dort sahen sie unter breitblättrigen Schlingpflanzen wie in einem grünen hohlen Schuppenleib. Esthe lag auf einer Bank, Todor hockte vor ihr auf dem feuchten Tropenboden, der mit grünem Schimmel bedeckt war.

Draußen verschwanden mit einem Male die rot sandigen Gartenwege in der plötzlichen Tropendämmerung. Esthe er-

gähle von den Pflanzensammlungen ihres Vaters, und Lodor bewegte die Lippen in früherer Gewohnheit des Betellauens. Das Betellauen hatte sich der Gärtnerbursche abgewöhnen müssen, da Esthe den roten Saft, den er dabei ausspuckte, nicht leiden konnte. Aus dem plötzlich grauen Abendlicht drang jetzt das langaugestohlene Geheul der wilden Tiere gleich Rufsen aus gewaltigen Muschelhörnern in die Laube.

„Wie wäre es,“ sagte Esthe, „wenn wir jetzt die Schlüssel zu den Häusern der Tiger und Schlangen belämen?“

„Noch abwarten,“ sagte Lodor und ging auf den Behen zum Ausgang der Laube. Die Luft des Gartens begann wüthender nach Tierhaut und Tierschweiß zu riechen. Esthe gruselte es angenehm bei dem wilden Geruch. Lodor ging um die Laubende. Esthe starrte hinaus. Alle Bäume verschwanden jetzt, als gingen sie alle aus dem Garten, und Ströme von Dünsten wanderten wie fremde lebendige Wesen durch die Dunkelheit. Auch alle Farben begannen zu wandern. Der Scharlach der Kalteenblüten war pechschwarz geworden, die blauen Mandarinenblüten leuchteten weiß, die Puccapalmen glitzerten wie Fischgräten und Fischgerippe und die Palmyraschäfte wie große weiße Elefantentnochen. Die Dunkelheit gab den Bäumen klumpige Beine und den Büschen gedunsene Leiber, daß sie Wolden glichen; die Nachtfarbe verwandelte die Welt der Pflanzen in eine Tierwelt. Die Erde vor Esthes Füßen düstete einen bitteren Schweiß aus, den das Mädchen wie ein Gift auf der Zunge schmeckte. Das vielgestaltige Echo aus den Tierhäusern vertausendfachte sich in dem Garten, als ob ganze Haufen eingeschlossener Tierherzen Selbstmord begingen und ihrem stiehenden Leben nachlagten.

Esthe stand von der Bank auf und tastete sich durch die Laube. Sie griff nach den weißlichen Tuberosen; die fühlten sich wie glatte, schleimige Augäpfel an, die sich unter ihren Fingerspitzen bewegten. Sie griff in die Schlingpflanzen, die waren wie das Getöse und Eingeweide eines frischgeschlachteten Tierleibes, lauwarm und weich. „Lodor!“ rief das junge Mädchen. Lodor aber schien verschwunden.

Esthe bog ihre Reitpeitsche kampfhast um die Knie. Es war jetzt ganz finster in der Laube, und wie eine hohle Brandung tobte draußen das Geheul und Gebell aus den Käfigen. Esthe kannte wohl die indischen Nächte voll Biladengerassel und Affengeschrei; auch die Schreie der Schakale und das Gelächter vieler wilden Nachtvögel hatte sie gehört, aber diese langen, qualvollen Stoßhauser eingeschlossener Tiere, welche die Luftwellen aufstiegen, daß die Wälder im Dunkel zischelten, diese inbrünstigen Schnuchtschreie, langgezogen und schneidend, als müßten sie die Wäldgitter zerfagen, dieses Blutgeheul der tierischen Frühlingsswollust, dazwischen das Klirren der eisernen Gitterstäbe, die geschüttelt wie Ketten unter dem Freiheitsdrang wahnsinnig gewordener Bestien rasselten, das hatte Esthe noch nie gehört.

Esthes Herz schauderte und begann sich wie ein selbständiges Geschöpf zu regen; sie fühlte ihr Herz aufrecht, mit großen stoßenden Schritten durch ihren jungen Leib wandern. Ihr Herz machte Sprünge wie ein kralliger Panther, und es dehnte und zollte sich auf wie eine wälzende Riesenschlange, aber blieb doch immer am gleichen Fleck wie eine festgewachsene Seepflanze, die sich mit verwirrenden Fäden aufkräufelt, um sich greift und Nahrung sucht. Und alle die Schreie in dem finstern Garten, die aus den Tierkehlen plakten und der Luft wehteten, wurden in Esthe wie ihre tausend eigenen Stimmen. Alles, was im Garten an Wildheit toucherte, an Inbrunst und Leidenschaft, wurde zu Esthes Herz. Ihr Blut ging alle Tierwandlungen durch, als wollte es fort aus ihrem Leib, vielgestaltig in die Nacht stürmen; wie die Raubtiere, die ihre Haare an den Gitterstäben reiben und ihre Taten durch die Eisen drängen, drängte das Blut des jungen Mädchen nach einer unbekannten Freiheit.

Wo ist Lodor? rief es in Esthe. Er hat den Blick der großaugapfligen Tiger; er ist wie die geschmeidigen, knochenlosen Schlangen. Heute nachmittag auf dem Gartenweg hing sein Schatten schwer und schwarz an ihm, wie die großen liegenden Hunde an den Bäumen hängen, mit dem Kopf nach unten. Lodor schweigt immer, aber seine Augäpfel sprechen mehr als Tag und Nacht. Es ist finster draußen vor der Laube, als hätte Lodor mit seinen Augen den ganzen Garten verschluckt. — Lodor ist jetzt alles, er ist das große Finster draußen, und er ist das Blut in Esthe geworden, das wie eine Elefantenherde ihr Herz zerstampft.

Das junge Mädchen ließ die Reitpeitsche fallen. Sie preßte die Hände an ihren nackten Hals und begann mit einem Mute wie eine Krähe laut aufzuschreien. Esthe schrie mit hochge-

hobenen Händen, sie stand auf den Behen aufgerichtet und schrie endlos — daß die Heulaffen schwiegen, das Tigergebrüll sich verlor und alle Tiere hinter den Gittern den Atem anhielten. Der ganze finstere Garten horchte ein paar Augenblicke auf den hohen Pfisteln des Hilfesgeschreis eines jungen Menschenweibes.

Endlich tauchten Laternen auf, Lichter spiegelten sich in den Leichen, in den Glashäusern, und von neuem warf sich das Tigergebrüll an die bronzenen Gitterstäbe, den Laternen entgegen, und überlante Esthes Geschrei. Riefige Schatten von vorwärtstastenden Menschen fuhren aus den Baumspalten. Gartenwege und Blumenköpfe erschienen, und es war, als eilten Haufen von Vätern und fliegende Wesen herbei. Beleuchtet von den Laternen, stand Esthe mit aufgereckten heißen Armen und schrie allen entgegen. Sie rührte sich nicht vom Platz, sie schrie ihren Schreien nach. Dann plötzlich stürzte sie wie ein geblendetes Insekt mitten zwischen die Laternenpiegel.

„Hilfe vor Lodor, Hilfe, Hilfe vor Lodor!“ schrie sie den verblichnen Leuten ins Ohr. Sie klammerte sich an vier Wärter zugleich, die sie wie eine Barrikade zum Schutz um sich stellte.

Man suchte in der Laube, nirgends war Lodor zu sehen. Die Wärter trugen das ohnmächtige Mädchen durch den Garten, darinnen die vom Licht aufgeschreckten Tiere jetzt noch lauter, gleich einem wilden Heergetümmel, tobten.

In der Nähe des Strahentores glaubte ein Wärter Lodors Gesicht unter einem Busch zu sehen. Als man von neuem suchte, fand man ein Leinwandpäckchen voll Silbermünzen neben der Tür des Portierhauses hingelegt.

Lodor war, als er Esthe entschlossen sah, nicht abzureisen, von des Mädchens kühnen Nachtgedanken gleichfalls kühn gemacht worden. Er hatte Esthes Fahrrad vorsichtig durch das Parkgitter geschoben, hatte es in der Stadt zu einem indischen Bekannten gefahren und es diesem verkauft, und war gleich mit dem Gelde zurückgekommen, um Esthe die Silbermünzen einzuhändigen, damit sie immer in Kalkutta bleiben könne. Denn das junge Mädchen hatte in der Abschiedsstimmung an den letzten Nachmittagen öfters wiederholt, wenn sie sich Geld verschaffen könnte, würde sie in Indien bleiben. Sie wollte gern alle ihre Kleider und sogar ihr geliebtes Fahrrad verkaufen, wenn sie nur wüßte, an wen. Als Lodor mit dem Geld in der Hand zurückkam, bemerkte er von weitem den Laternenzug und den Wärterhaufen, der Esthe in einen Wagen trug. Lodor legte das Geld rasch an die Portierloge und verschwand aus dem Garten.

Esthe ist am nächsten Morgen mit ihrem Vater nach England gereist, und jedermann im Zoologischen Garten weiß jetzt, daß Lodor sich am Hullahluß auf einem Frachtschiff heuern ließ, um Esthe in England zu suchen.

Marokko.

Tanger und Fez.

Mit wachsender Spannung verfolgt man in Europa den Gang der Ereignisse im scharifischen Reich. Man weiß bei uns eigentlich nicht allzuviel von dem „Wunderland Marokko“ im Westen des schwarzen Erdteiles. Allzulange hat sich das Sultanat Muley Hafids in hochmütigem Starrsinn gegen die berachtete Kultur Europas gewehrt, heute noch ist Marokko die westlichste Hochburg islamitischen Glaubens, und der Bewohner der Berge und Schluchten des Atlas, der gegen die fremden Eindringlinge den Heiligen Krieg erklärt, hängt wie seine Väter am Althergebrachten, durch die Jahrhunderte Geheiligten, das sich denn auch nirgends im Bereich des Islams in so unerschütterlicher Reinheit auf die Söhne vererbt hat wie im scharifischen Reich, dessen Hauptstadt Fez einst das Mekka des Westens genannt wurde.

Der Reisende, der heute die Wagnisse einer Entdeckungsfahrt durch Marokko auf sich nehmen will, bekommt schon in dem kaum vierzehn Kilometer von der spanischen Küste entfernten marokkanischen Haupthafen Tanger einen Vorgeschmack von all den Ueberraschungen, die dieses vom Kampf zweier Weltanschauungen ausgewühlte Land für den Fremden birgt. Dabei ist Tanger noch die am meisten europäisierte Stadt Marokkos. „Christenengelagt“ nennt sie ja der glaubensstarke Orientale und in dem buntschiedigen Stadtbild, das den Reisenden so gleich nach dem Verlassen des Landungssteiges in sein Gemüth aufnimmt, sind die Europäer auch tatsächlich in unerwarteter Stärke vertreten. Schon am Hafentor fällt die Ueberwachung der scharifischen Zollner durch europäische Beamte auf. Europäischer Unternehmungsgeist hat Handel und Wandel Marokkos in seine Hände zu bringen gewußt, keine einzige Schiffsfahrtslinie an der Marokkoküste ist den Einheimischen verblieben, deutsche und englische Kaufleute beherrschen die aufblühende

Industrie und haben Großhandelshäuser gegründet, denen der wenig tatkräftige, von seiner stolzen Vergangenheit träumende Marokkaner nichts Ähnliches entgegenzusetzen vermochte. So gräbt ihm der gefürchtete und gehäßte Fremdling aus Europa in seinem eigenen Lande Schritt für Schritt den Boden ab, und für den Untergang seiner uralten Kultur, für das Vordringen des verachteten Christen findet der fatalistische Muselman nur das verhängnisvolle, alles erklärende Wortchen „In-schaallah“ — Gott will es! Der Marokkaner von heute „zehrt nur von Erinnerungen; ihm bleibt für heute nicht Zeit und für das morgen hat er keinen Blick“.

Tanger, das infolge seiner Lage an einem der meistbefahrenen Meere im Laufe der Zeiten allen möglichen hierher verschlagenen Völkerschaften in die Hände fiel, wurde 1684 von den Engländern geräumt und seinen heutigen Herren überlassen. Es zählt heute an 300 000 Einwohner, von denen etwa 2000 Europäer sind. Ein Drittel der gesamten Einwohnerschaft entfällt auf handeltreibende Juden. Das wirtschaftliche Aufblühen dieser außerordentlich vorteilhaft gelegenen Hafenstadt bringt es mit sich, daß Tanger, sehr im Gegenfatz zu Fez, trotz des orientalisches Gewühls in seinen Straßen eines gewissen europäischen Anstrichs nicht vollkommen entbehrt. Auf dem Sul el Dschid, dem von den Europäern Socco Chicco genannten großen Platz Tangers, überwiegen sogar nicht selten die fränkischen Gekleideten. Albion sendet seine bageren, ernsthaft beobachtenden Söhne hierher und an den Tischchen der europäischen Schenkstuben sitzen prächtigtige, geschwätige Franzosen, die der Marokkaner vor allen anderen mit schelen Augen ansieht. Tangerer Juden, die sich in Kleidung und Benehmen möglichst den Fremden anpassen suchen, treiben hier ihre nicht immer ganz reinlichen Geschäfte, spanische und maurische Kaufleute kommen hier zusammen und unglaublich mündfertige, durchtriebene Fremdenführer lauern auf ihre Opfer. Natürlich fehlen auch nicht unere lieben Deutschen, die sich die abenteuerlichsten Geschichten aus dem „schrecklichen Marokko“ aufbinden lassen und denen abgeseimte Eingeborene, halbwüchtige Judenjungen und die Ausrufer der Bazare mit Vorliebe ihren wertlosen Plunder — „Mado in Germany“ — anzuhängen verstehen.

Jeder, der in Tanger zu tun hat, versäumt es nicht, sich den Socco Chicco anzusehen. Auch der Pascha von Tanger ist beinahe jeden Abend mit seinem glänzenden Gefolge hier zu sehen; weißgekleidete, stolze Mauren schieben sich schweigend durch das aufgeregte Gewühl, Wasserverkäufer und Maultiertreiber, handelnde Juden und verkrüppelte Bettler vollführen von früh bis abends hier ihren Höllenlärm, Eselbermieter treiben ihre verpörrigen, rippenstarkenden Tiere von der steil ansteigenden Hauptstraße Tangers herauf und zwischen hinein kann man wohl gerade zu einer Prügelei der rottrödigen, von französischen Unteroffizieren befehligten Polizisten zurecht kommen. Alle die engen, gewundenen und namenlosen Gäßchen der Hafenstadt spülen ihr vielgestaltiges buntes Leben auf den Hauptplatz von Tanger, der eine der eigenartigsten Stätten Marokkos und zugleich eine gute Vorbereitung auf dieses feltame, widerspruchsvolle Land ist.

Wenn das „Christengeplagte“, wohl auch „Stadt der Hunde“ genannte Tanger die Pforte und der Schlüssel zu Marokko ist, so sieht sich der Reisende, der nach Ueberwindung größerer oder geringerer Häßlichkeiten in Fez anlangt, gewissermaßen in das Herz des Scherifenreiches versetzt. Hier erinnert nichts mehr an Europa. Vergebens wird man in dieser mauerumgebenen Hauptstadt des Reiches Fremde in europäischer Kleidung suchen. Die Karawanenstrassen des Landes treffen hier zusammen und haben Fez schon früh zu jener Bedeutung verholfen, die ihm weber Marrakesch, die Hauptstadt des Südens, noch Tanger niemals streitig machen konnte. Der erste Eindruck, den der Fremde von der Stadt des Sultans Mulay Hafid empfängt, ist freilich der einer fortschreitenden Verwahrlosung. Die Zeiten früheren Glanzes und maurischer Kultur sind eben längst vorbei und der Verfall zeigt sich am deutlichsten in den verwahrlosten Festungswerken der scherifischen Residenz, die — von macht- und prachtliebenden Sultanen erbaut — auch heute noch in ihrem ruinengleichen Zustand einen überwältigenden Anblick gewähren. Achtzehn Tore besitzt diese Stadt, die in vergangenen Jahrhunderten das Wella des Westens genannt wurde und auch heute noch die bedeutendste Hochburg des islamischen Glaubens im westlichen Afrika ist. Von abendländischer Kultur hat sich Fez völlig freizubehalten gewußt; sogar die Beamten der europäischen Missionen ziehen es vor, ihren Wohnsitz in Tanger aufzuschlagen und so träumt diese Stadt an den Ufern des Perlenflusses von Zeiten einstiger Größe, von der auch heute noch der Sul el Chmis, der Donnerstagmarkt, einen Rest zu geben vermag. Die europäischen Schenkstuben des Tangerer großen Platzes fehlen hier vollständig; der Sul el Chmis ist ringsum mit Hütten und Zelten umstellt, in denen alles, was das Land hervorbringt, zum Verkauf ausgebaut wird. Verühmt sind die Bazare von Fez; jedes Gewebe hat hier seine Straße und unermüdlige Ausrufer preisen gahab, gahauf die Erzeugnisse heimischen Kunstfleißes an. Da gibt es die pracht-

vollen Teppiche aus Casablanca und die landesüblichen Lederarbeiten aus Fez und Marrakesch finden ebenso ihre Käufer wie die Erzeugnisse der Seidenhändler, der Holzschnitzer und Waffenschmiede, die neben allen Steinschloßhinten und modernen Feuerwaffen die typischen marokkanischen Kumias mit der übermäßig gekrümmten Scheide feilhalten. Bornehmlich an den Donnerstagen sind diese Bazare und der Marktplatz von Fez der Zusammenkunftsort der von nah und fern hierhergekömten Bewohner des Landes. Die barsüßigen und schlechtbewaffneten Soldaten Mulay Hafids, die in Friedenszeiten unweit von hier an der Außenmauer des Sultanspalastes ihre Pöste aufgeschlagen haben, drängen sich müßig und unruhig stehend durch das farbenbunte Gewühl; die von ihren Bergen heruntergekommenen Berber stehen gaffend und schweigend vor den kleinen Juden, Juden im Kaftan ersehen die Gelegenheit zu einem kleinen Geschäftchen, Lastträger und schimpfende Gekleidete brüden sich an die Wände, wenn ein vornehmer Maure, begleitet von einer Schar abschreckend häßlicher Negerflaven, des Weges kommt. In der Gasse der arabischen Schußflider halten die aus Schilf und Weiden geflochtenen Häuschen dem unermüdlchen Hämmern der schwarzen Gesellen wider, und der Luftunruhe gerät jeden Augenblick aus dem gewerbestreißigen Betriebe in abgelegene sonnenlose Sadgassen, die von Schmutz und Verwahrlosung starrten und den unfreiwilligen Besucher schon durch ihren fürchterlichen Gestank allein in die Flucht zu schlagen vermögen.

Am merkwürdigsten sind die vielen Tore von Fez, Zeugen einer kriegerischen Vergangenheit, die heute zum Teil verfallen, zum Teil Schlupfwinkel für lichtscheues Geindel geworden sind. Eines von ihnen, Bab el Madrut genannt, hat noch eine besondere Bestimmung; an seine Zinnen werden die Köpfe von hingerichteten Verbrechern gesteckt, die hier im Sonnenbrand dörren und unzählige Schwärme von Fliegen anlocken. Schreckensvolle Zeugen einer barbarischen Justiz, starrten diese vom Todesstumpf verzerrten, halberwessenen Schädel aus zerfressenen Augenhöhlen in das grüne, reich bewässerte und vom Perlenfluß durchzogene Vorland von Fez. Von den nahen Hügelwellen des Djebel Seroun blinlen Dörfer und Zeltlager in der afrikanischen Sonne. Palmenzwipfel wiegen sich über der weißen, in der Ebene ruhenden Stadt des Scherifen, dessen weitläufiger Palast über die Baumgruppen ungeheurer Gärten ragt. Ringsum mahnen Reliefs des Verfalls, gewaltige Ruinen von Klöstern und Kaffeeen, die eingestürzten Bögen einer alten, von den Mauern errichteten Wasserleitung, an die Ketten einstiger Größe. Noch ziehen wie einst die weihin schimmernden Karawanenstrassen über Hügel und Täler, durch die Schluchten des Atlas und im sonnenverbrannten Wüstenland nach Marrakesch und Tanger. Noch sammeln sich die Landesprodukte und alle Erzeugnisse heimischen Gewerbestreißes in der achtzehntorigen Sultansstadt am Perlenfluß. Aber die einstige Bedeutung des Scherifenreiches ist längst dahin und es kann nur eine Frage der Zeit sein, bis auf Marokko das Schicksal aller afrikanischen Staaten teilen und seine Reste fast nur dem Namen nach erhaltene Selbständigkeit preisgegeben haben wird.

Das Wella des Westens hat sich bis heute des Ansturms der abendländischen Zivilisation zu erwehren vermocht. Aber der freiheitsliebende, talentos träumende Abkömmling stolzer Maurengeschlechter mag wohl selbst fühlen, daß die Zeiten ehemaligen Glanzes unwiederbringlich dahin sind. Die Mauern der einst unbefleglichen Hochburg islamitischen Glaubens zerfallen, was tatkräftige Tyrannen auf dem Sultanssthrone geschaffen, lebt nur noch in Erinnerungen und in den uralten Gelbesliedern, die der rauhe Bergbewohner des Atlas am qualmenden Lagerfeuer singt — und wenn auch heute noch die wilden, nomadengleich durchs Land schwärmenden Stämme den „Heiligen Krieg“ wider die gehäßten Fremdlinge anrufen, so ist doch die Zeit nicht mehr fern, in der dieses einst wunder- und rätselvolle Land vor Europas Toren seine langberteidigte Freiheit und Unabhängigkeit verloren haben wird. —

Sibetage in Amerika.

Die Vereiniaten Staaten sind das Land der größten klimatischen Gegensätze. In keinem anderen Kulturland der Erde ist das Klima so wechselvoll; allenfalls kommen die an die Union angrenzenden südlichen Teile Kanadas den Vereiniaten Staaten hierin einigermassen gleich. Wie das Land trotz seiner südlichen Lage — Newbort liegt auf dem Breitengrad von Neapel — im Winter von bitterer Kälte und vor allen Dingen von ungeheuren Schneestürmen, den sogenannten Wizzards, heimgesucht wird, so bringt der Sommer alljährlich mehrmals fast unerträglich Hitze, wie sie in Europa völlig unbekannt und in der Alten Welt allenfalls am Persischen Golf zu finden ist.

Von dem Wesen dieser amerikanischen Sibetage macht man sich aber bei uns gewöhnlich ganz falsche Vorstellungen. Die Hitze in den Oststaaten, z. B. in Newbort, das in diesen Tagen

wieder einmal schwerer unter der für eine Weltstadt besonders unerträglichen tropischen Glut zu leiden hat, ist völlig verschieben von der auf den Hochebenen der Anden in den Staaten. Sie ist verschieden sowohl nach Ursache als nach Wirkung. Die trockenen Binnenstaaten Arizona, Neu-Mexiko und Colorado mit ihrem Wüstencharakter gleichen im Sommer zeitweilig der Sahara, da in diesen wasserarmen Gebieten oft wochenlang ununterbrochen wolkenloser Himmel herrscht und die Sonne mit furchtbarer Intensität brennt. Das Thermometer steigt dort in der Sonne dann regelmäßig hoch über 60 Grad Celsius, auf 40 bis 45 Grad Celsius im Schatten. So kommt es, daß die monatliche Durchschnittstemperatur in diesen Gebieten im Juli mehr als 36 Grad beträgt. Wenn man bedenkt, daß Berlin ein langjähriges Julimittel von 19 und Wien ein solches von 20 Grad Celsius hat, daß außerdem auch an unseren allerheißesten Sommertagen in Deutschland das Tagmittel 28—29 Grad nicht übersteigt, so kann man ersehen, welche Hölle auf den genannten Hochebenen herrscht, wo das Monatsmittel 36 Grad erreicht. Trotzdem ist diese Hitze nicht so unerträglich, wie man sich hier vielleicht denkt. Denn die Luft ist dabei absolut trocken; außerdem findet nachts eine so bedeutende Ausstrahlung statt, daß Mensch und Tier sich wieder erholen und bei einer erträglichen Temperatur der Ruhe pflegen kann. Erst mit dem Höhersteigen der Sonne am Morgen wächst die Hitze wieder an, so daß sie jedesmal von neuem erst die nächtlicherweile abgekühlte Luft erwärmen muß. Der Vorgang ist also der gleiche wie in der Sahara, deren Klima bei vernünftiger Lebensweise keineswegs entwerdend ist. Ganz anders ist es um die Hitze in den Oststaaten bestellt. Hier lagert nicht, wie in den Hochebenen des Südwestens der Union, ein Hochdruckgebiet über dem Lande; die ganze Ostküste steht vielmehr während einer Hitzeperiode unter der Wechselwirkung eines Hochs und eines Tiefs, die den Luftstrom heißer und dampfgefährlicher Seeluft aus dem Atlantik zur Folge hat. Denn da Newyork an der Ostküste des Kontinents liegt, bringen dort nicht wie in Europa die Westwinde, sondern zum großen Teil die Ostwinde vom Atlantik Feuchtigkeit. Im Hochsommer ist nun der Teil des Atlantischen Ozeans, der nördlich des westindischen Archipels liegt, außerordentlich stark erwärmt; führt doch der Wendekreis des Krebses zwischen Kuba und Florida hindurch, so daß in diesen Gewässern tropische Glut herrscht. Diese Erhitzung hat natürlich eine außerordentlich starke Verdunstung auf dem Ozean zur Folge, und wenn infolge der Luftdruckverhältnisse diese feuchte Glut nordwärts nach den Staaten der Ostküste getragen wird, so vereinigt sich dort die direkte Wirkung der Sonneneinstrahlung mit der feuchtheißen Meeresluft.

Die Folge ist eine geradezu unerträgliche, brückende Schwüle, die sich naturgemäß in den Großstädten deshalb am nachdrücklichsten bemerkbar macht, weil in dem Häusermeer sich kein Lüftchen regt, und weil die riesige Steinwüste, von der Sonne erwärmt, wie ein Badofen wirkt. Allerdings schwindet der Sonnenschein um so mehr, je länger die Hitzeperiode andauert. Wenn bei uns immer geschrieben wird, die Newyorker blicken zu der unbarmherzig vom blauen Himmel herabblendenden Sonne empor, so ist das nicht mehr als eine ausschmückende Redensart; denn das Schlimme an dieser Hitze ist gerade der Umstand, daß die Sonne von dem feuchtwarmen Dunst verhüllt wird, und daß die ganze Atmosphäre von heißen Dampfschwaden erfüllt scheint, so daß man das Gefühl hat, sich in einem überhitzten Badezimmer zu befinden, in dem jede, auch die geringste Bewegung, einen entnervenden Schweißausbruch zur Folge hat. Würde die Sonne scheinen, so würde auch nachts eine gewisse Abkühlung erfolgen, während in Wirklichkeit der starke Wasserdampfgehalt der Luft jede nächtliche Wärmeabstrahlung unmöglich macht. So fehlt den erschöpften Menschen jede Erquickung, an Schlaf ist nicht zu denken, da die Hitze auch vor Tagesanbruch oft noch 36 Grad beträgt, und da sie bis zum Nachmittage täglich auf 40, ja sogar 46 Grad Celsius im Schatten steigt.

Auch die große Zahl von Stößen, die regelmäßig bei solchen Hitzeperioden vorkommen, erklärt sich aus der enormen Feuchtigkeit der Luft und der durch sie bewirkten Erschlaffung. Ganz enorm ist die Zahl der verendenden Quatterer, die, zumal in Newyork, wo alles eilt und hastet, zu größerer Eile als bei uns angetrieben werden. Gewöhnlich macht nach drei bis vier Tagen ein Gemitter der Glut ein Ende; nur selten kommt es vor, daß die Hitzeperiode eine ganze Woche oder noch länger andauert. Dafür pflegt sie sich aber namentlich in solchen Jahren mehrfach zu wiederholen, in denen Frühjahr und Vor Sommer noch nicht ungewöhnlich warm gewesen sind.

Stichworte.

Von Moritz Goldschmidt in der Frankf. Stg.

Die Lüge hat allenfalls Geist; nur die Wahrheit hat Humor.

Nicht weil wir viel belogen worden sind, — weil wir viel gelogen haben, sind wir so mißtrauisch.

Am guten Charakter der Menschen sind schon mehr Freundschaften gescheitert als am schlechten.

Keinem Menschen vermag man soviel weiszumachen, wie sich selber.

Viele sind nur deshalb so schwer zu durchschauen, weil sie ihre wahres Wesen als Maske benutzen.

Eine Ehe, wenn sie auch unglücklich ist, befriedigt Frauen mehr als die glücklichste Liebe.

Man kennt Dinge, so unbergänglich, daß es keine Entschuldigung, — nur eben eine Verzeihung für sie gibt.

Der Mann wird in der Liebe immer stärker sein als die Frau, in der Ehe immer schwächer; deshalb wird von den Frauen die Ehe der Liebe vorgezogen.

Nichts haben wir so oft erfahren und nichts scheint uns immer wieder so neu und so unfassbar wie eine Enttäuschung.

Viele Menschen brauchen Steine auf ihrem Wege, wenn sie nicht straucheln sollen.

Güte und Bosheit illustrieren am treffendsten den Begriff des Unendlichen.

Das sind die glücklichsten Menschen, die auch in der Liebe Amateure zu bleiben vermögen.

Es gibt Dummheiten, die so groß sind, daß man erst nach längerem Nachdenken darauf verfällt.

Liebe ist wie die Sonne, — nur einen Augenblick lang, auf ihrem Höhepunkte wirft sie keinen Schatten.

Die gutmütigsten Frauen wissen immer noch Schlimmeres über ihre Schwestern, als die boshaftesten Männer zu sagen.

Die Beliebtheit der Kolportage-Romane erklärt sich daraus, daß die meisten Menschen nur Kolportage-Romane erleben.

Die vornehmste Bereinigung freier Menschen von heute heißt: Bolo-Klub.

Moral, so heißt die Brandmauer zwischen den Geschlechtern, die noch nie einen Brand verhindert hat.

Dem Mann in seiner Bescheidenheit genügen die Frauen; die unbescheidene Frau will immer nur einen Mann!

Humor und Satire.

Polizeisprengen. Vor einem Neubau der Kolonie Grunewald hält ein Arbeitsführer. Von fern sieht ein Polizist eines der Pferde ein großes Geschäft vollführen und fordert herzu eilend den Kutsher auf, die Folgen sofort zu beseitigen. Dieser lacht murrnd nach einer Schippe. Inzwischen schlät sich das Pferd auch zu einem kleinen Geschäft an. Dieses bemerkt ein Arbeiter auf dem Bau und ruft dem Kutsher zu: „Du, Fritze, bring auch jstsch nen Nachtopp mit.“

Instruktion. „Ich will also nicht hoffen, daß mir einer von euch an meinem Geburtstag, den 28. Januar, oder am Geburtstag meiner Frau, den 6. Juni, oder an meinem Geburtstag, den 30. Oktober, ein Geschenk bringt.“ (Stimpl.)

Befürchtung. „Haben Sie gelesen, die Reichsfinanzen sähliesen mit 117 Millionen Ueberfluß ab.“ — „So? Na, da werden wir wohl bald neue Steuern bekommen!“

Konversation. „Eine merkwürdige Frau. Trotzdem ihr die Ehe im Magen liegt, hat sie sie noch nie gebrochen.“

Moralisch. „Na, Goppl, jetzt is vorbei mit der Unkeuschheit, jetzt bin i im Jungfrauenbund, da darfst d' Wocher bloß stooomal zu mir einilemma!“ (Jugend.)